

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 14



# Adolf von Hatzfeld Lesebuch

Zusammengestellt und  
mit einem Nachwort  
von  
Dieter Sudhoff



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 14

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen  
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem  
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck  
von Walter Gödden  
Band 14

### Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-  
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und  
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-  
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-  
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige  
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln  
© 2007 Nyland-Stiftung, Köln  
ISBN 13: 978-3-936235-15-9  
Redaktion: Wolfgang Delseit  
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch  
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln  
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster  
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten  
Printed in Germany

## Inhalt

Einführung	7
Der Einsame	7
Nimm diese Stunde	8
Auf eine Liebe	8
Der Erblindete	9
Sieh, Mensch, wie ich dir leise nah	9
<i>Brief an Gerhart Hauptmann</i>	11
Du bist das Zeichen. Du bist der Komet	12
Nicht der Prophet, der wie ein Strom die Ufer	12
Einsame wie nie erkalten wir im All	13
Bestrebungen und Ergebnisse	14
Erinnerung an die erste Liebe	19
Gebet	19
Du Gott	21
Liebesgespräch	22
Grüner Sommer	22
An die Geliebte	23
Die Sternennacht	24
Wie die Stille singt	25
Herbst I	26
Herbst II	26
Herbst III	27
Westfalen und seine Dichter	28
Nacht in Capri	35
Sommer	35
Begegnung	37
Die beiden Freundinnen. Novelle	38
Vor dem Mikrophon	54
In Winkel am Rhein. Das Grabmal der Günderode und das Haus Brentano	78
Das Düsseldorfer Heine-Denkmal	86
<i>Brief an Wilhelm Schmidtbonn</i>	92
Die erste Erinnerung an den Rhein	95
Der Kapitän und seine Schwester	99

Das Land	109
<i>Brief an Wilhelm Schmidtbonn</i>	111
<i>Brief an Wilhelm Schmidtbonn</i>	113
<i>Brief an Wilhelm Sparkuhle</i>	115
<i>Brief an Otto Brües</i>	116
<i>Brief an Amanda und Wilhelm Wulff</i>	118
<i>Brief an Albert Steffen</i>	120
<i>Brief an Hans Friedrich Blunck</i>	122
<i>Brief an Amanda und Wilhelm Wulff</i>	124
Ewiger Morgen	127
Ruhlos	128
Der Verräter	129
Der Tod	130
Auf dem Fluß	131
Abendgebet	133
Terzinen der Liebe	134
Die Erscheinung	136
Nachwort	137
Textnachweise	163

## Einführung

Ich bin wie auf fahrende Schiffe gestellt  
durch Menschen und in die Zeit.  
Mein Haar ist im Wind, und weit ist mein Kleid.  
Meine Augen sehn in die Ewigkeit.  
Und heiß ist das Herz. Es atmet geschwellt  
wie Segel im Sturm und geht in die Welt.

1916

## Der Einsame

War es seltsam, daß er sich vor jenen  
Menschen scheu verschlossen, welche in der Blöße  
seiner Seele nicht ein tiefes Sehnen  
nach der Liebe sahen, sondern vor der Größe  
des Unfaßbarn seiner Seele fast erstarrten?

Mußte er um Menschen betteln? Harrten  
seiner nicht die Felsen, als sein größter  
Freund ihn zu erlösen, zu befreien?  
Felsen sind die größten Menschentröster.  
Sie sind taub, und auf dein wundes Schreien  
haben sie nur Hohn mit ihrem bitteren  
Echolachen. Sie sind hart. Es ritzen  
sich nur blutig deine Fingerspitzen.  
Felsen macht kein Menschenweh erzittern.

1916

## Nimm diese Stunde

O süße Freundin, an dem wünschelosen,  
geschenkten Abend sei mit mir ganz still,  
leg eine Hand von spät erblaßten Rosen  
in meine Hand, die nicht mehr kämpfen will.

Dann laß mit mir dich auf den Rasen nieder  
und sieh mich an und schlafe langsam ein,  
nimm diese Stunde, die vielleicht nie wieder  
in uns so blühen wird wie junger Wein.

So ahnen wir die nahe Parkfontäne  
im weichen Lullen ihrer Schummerlieder,  
o ruh in diesen Stunden, die wie Schwäne  
uns festlich nahn, und weich wie ihr Gefieder.

1916

## Auf eine Liebe

Daß es die Liebe war, die zu ihr kam,  
hat sie in ihren ersten Nächten kaum  
geahnt. Doch aus dem dunkelen Kristall  
des ersten Traums sich neue Träume wanden,  
daß sie sich immer sah in ihres Traumes Traum.  
Dann schrak sie auf, als läge sie in Banden.  
Doch endlich fand den Weg sie zu den Landen,  
wo ihrer Liebe Gottheit strahlen macht das All.

1916

## Der Erblindete

Er geht im Garten. Seine Augen sehen  
hinauf, wo hoch im Himmel eine Sonne geht.  
Wird nicht das Sonnenlicht die Augen ihm erlöschen?  
Doch ruhig wandelt er und steht

jetzt neben einem Strauch, daraus schon brechen  
die Knospen eines ersten Auferstehns.  
Weshalb erzittert über diesen Blüten  
die Hand? Lauscht er der Weise Kommen und Vergehns?

Weshalb erfaßt sein Auge nicht der Blätter Leben  
und ist noch immer nach dem Sonnenlicht gerichtet?  
Sei still. Er spricht. Hat er mit stillen Worten  
den Kampf in seinem jungen Herzen geschlichtet?

1916

## Sieh, Mensch, wie ich dir leise nah

Sieh, Mensch, wie ich dir leise nah,  
demütig, weil ich schuldig, und so bang  
wie nie, ich bin so spät erst da,  
weil ich so litt und weil der Weg sehr lang.

Kindheit, bist du mir fast vergangen,  
muß ich von dir die jungen Hände lassen,  
lassen Vertrauen und das Nachtverlangen?  
Ich will dich an den schönen Händen fassen:  
»Wir reiften wie die Trauben in den Wein.  
Was einmal wir verließen im Verzicht,  
Heimat, vertraute Dinge, ein Gesicht,

das uns sehr liebt und gütig zu uns spricht,  
das kehrt jetzt sanft zu unsrer Seele wieder.  
Weil wir es frei in unserm Blute tragen,  
und was wir einst unreif als Frucht zerschlagen,  
neigt sich jetzt mild zu unsrer Reife nieder.«

Auf hartem Bett lag ich in meinen Kissen  
und hab geschrien, und niemand hörte mich,  
wund war ich oft, von fremdem Mund zerbissen,  
Menschheit, in deinem Weh erkannt ich dich  
und trank aus ihm mein eignes Menschentum  
und war wie Menschen, die von Liebe wissen.

Sieh, ich bin jung und reif mein Jünglingstum,  
das in mir blüht und rauscht wie Melodie,  
offene Gärten, drin die Menschen gehen,  
Lachende, Weinende und Reiche sieh  
und Bettler, die so schön wie Heilge stehn.

Jetzt ist um mich die Zeit, die wilde Zeit,  
die ich erfasse, die ich leiden muß,  
ihr glüht mein Leib, an ihr entflammt mein Kuß.  
So reif ich langsam in die Ewigkeit.  
Und weil die Zeit ich in den Händen halte  
und ihren Sinn verstehe und gestalte  
und ihre Seele, weil ich Sehnsucht bin,  
bin ich für euch der unverständne Alte,  
verhöhnt, verlacht von euerem falschen Sinn.

1916

## *Brief an Gerhart Hauptmann*

Marburg an der Lahn. Wörthstrasse 21. pt.  
den 12. März 1917.

Hochverehrter Herr Hauptmann,  
durch Vermittlung von Frau [Lilli] Behrens erlaube ich mir, Ihnen meine Gedichte zu überreichen. Ich möchte dadurch meine Dankbarkeit für Ihr Leben ausdrücken, aus dem Sie so viel gestalteten. Da ich ausser meinem Leben nichts besitze und erkannt habe, dass der höchste Wert und die grösste Freude nur in der Entfaltung des Lebens eines Menschen möglich ist, sage ich »aus Dankbarkeit für Ihr Leben« und nicht für Ihre Werke. Ich bin seit drei Jahren erblindet. Ich versuchte, meine Dankbarkeit durch meine Schrift niederzulegen. Dieses tat ich nicht allein, um die äusseren Zusammenhänge mit dem Leben zu behalten. Durch meine Gedanken, vielleicht sage ich besser durch ein intuitives Erfassen, glaube ich in die Welt der Erscheinungen eindringen zu müssen und aus ihrem Inneren heraus sie wiederzugestalten. Da mein Denken ein ausgesprochen gegenständliches ist und mir auf diesem Wege allein das Eindringen in die Philosophie möglich wird, so sei dies eine Erklärung neben meiner Dankbarkeit dafür, dass ich Ihnen meine Arbeiten sende.

Ich bitte Sie, die äussere Form dieses Briefes [Maschinenschrift] aus meinem jetzigen Zustand zu erklären, doch ist dies der einzige Weg für mich, mit Sehenden schriftlich zu verkehren. In der Hoffnung, dass Sie meine Arbeit in dem Sinne aufnehmen wollen, verbleibe ich in Verehrung und Ergebenheit  
Adolf v. Hatzfeld.

## Du bist das Zeichen. Du bist der Komet

Du bist das Zeichen. Du bist der Komet,  
der plötzlich rauschend an dem Himmel steht.  
Wir stehen gottverlassen, sinnlos und verdreht  
und greifen tief in das verquälte Herz  
und zerran, was an Glauben noch besteht,  
dies bißchen Liebe aus dem großen Schmerz.  
Wir tragen es voll Demut auf den Händen,  
um es dem großen Heiland hinzuspenden.  
Wie scheue Tiere stehn wir auf der Flur  
und folgen deiner Bahn und deiner Spur.  
Doch majestätisch steigst du durch das All.  
Wir fragen nach dem Kindlein in dem Stall  
und stehn wie Hirten, die den Christ gefunden,  
und wollen ziehn in seinen Stall hinein.  
Du läßt uns stehn und schlägst dich prachtvoll ein  
in deinen Riesenschweif und bist verschwunden.

1918

## Nicht der Prophet, der wie ein Strom die Ufer

Nicht der Prophet, der wie ein Strom die Ufer  
des eignen Daseins furchtbar überbrandet,  
ist unserer Zeit Beschwörer und Berufer.  
Gott ist schon längst auf trockenem Sand gestrandet.

1918

## Einsame wie nie erkalten wir im All

Einsame wie nie erkalten wir im All,  
schließen uns ab und stehen fern und fremd  
an unsres Nächsten Tod und Sündenfall,  
und wenn wir nächtlich frierend ohne Hemd  
vor unsrer Liebe stürzen auf die Knie,  
dann speist das Stöhnen unsern Raum und schrie.  
Denn was gelöst der warmen Brust entquillt,  
das strömt umsonst. Sinnlos es rinnt und stillt  
dem armen Spatzen nicht einmal sein Weh.

Giganten sind wir unsrer Einsamkeit.  
Wir stürzen uns auf Gott, reißen das Kleid  
ihm ab und schrein: »Gott. Du. Steh.«

Die nackte Gottheit bricht vor uns aufs Knie.  
So wissen wir: Gott war noch nie  
aus unsrer Brust in diese Welt geboren,  
und steigt die Sonne aus den Purpurtoren,  
ist Liebe nicht wie Wein in uns gegoren.  
Mit starren Augen und mit kalten Munden  
schreiten wir kalt durch kalte Tagesstunden,  
begegnen uns in Bettlern, die am Wege ausgesetzt.  
Die Mutter, unsre Erde, blutet aus den Wunden  
von sieben Schwertern fürchterlich zerfetzt.  
Wir stehen abgetrennt von jedem andern Leben  
und werden des Jahrhunderts Wahnsinn preisgegeben.

1918

## Bestrebungen und Ergebnisse

Ein Zeichen der Gegenwart ist der Wille zum Monumentalen: Einfachheit, Wucht, Ausdruck. Geht man den Weg von außen nach innen, von den Formen zum Gehalt des Lebens, so stößt man allenthalben auf die Manifestationen dieses Willens. Die Jugendbewegung fordert das Zurücktreten des Individuums, zum Zwecke einer gemeinsamen Lebensführung und Lebenshaltung, bedingt aber gerade dadurch die Zusammenfassung aller Kräfte des Einzelnen. Nicht eine Sammlung, eine Steigerung der Kräfte soll durch die neue Gemeinschaft entstehen. Nicht der Mensch guten Willens, der schöpferische Mensch wird zum Postulat erhoben. Nicht der Nutzen, der Wert bestimmt die Rangordnung. Ein neues Verhältnis zum Körper als dem Träger und Ausdruck des Geistigen bedingt eine neue Naturnähe und Erziehung zum Naturgemäßen: Wandervogel. Dieser Zug zum Volksmäßigen ist nur eine andere Seite des Willens zur Primitivität. Der Wandervogel läßt das Volkslied neu erstehen, Emil Ludwig macht seine Hochzeitsreise nach Ostafrika, Dauthendey, Nolde suchen auf den Südseeinseln den vollkommenen, abgeschlossenen Ausdruck der ganz auf sich selbst beruhenden ungeschichtlichen Welt. Man kehrt zurück zum Urgrund der Künste, zum Rhythmus, zum Tanz als der gebundensten Bewegung. Die zuchtvoll gemäßigte, harmonisch rhythmisierte Gebärde nach außen wird den innerlich harmonischen, Schönheit emanierenden Menschen gebären: Hellerau. Das Problem der Geselligkeit wird ein Neues. Auch hier herrscht der Wille zur Form, Einheit. Vertieft durch den religiösen Zug, der mit eine Voraussetzung alles Geschehens der Zeit ist (Rainer Maria Rilke), bilden sich neue geschlossene Kultgemeinschaften, die zu ihrer Weihe des Führers und

der Zeremonie nicht entraten zu können glauben. Auf Christus und die Jünger, auf Gralkönigtum und Tafelrunde greift man bewußt zurück, um dem inneren Sinn der neuen Gemeinschaft, die zugleich Gefolgschaft ist, die äußere Form zu prägen: Stefan George und sein Kreis. Auf dem Boden des heutigen Weltgeschehens erwächst das Bedürfnis der Erweiterung des Einzelkreises zum Allkreise, dessen Zentrum der Träger der Tiara ist. Hier mündet die Bewegung in den Neukatholizismus. Der Wille zur Form geht in die Kunst über. Konzentration auf das Wesentliche schafft höchste Intensität des Geistigen: Georg Kaisers »Bürger von Calais«. Die Natur an sich ist bedeutungslos. Sie erhält Wert erst dadurch, daß der Mensch sie zerschlägt und in dieser Überwindung eine geistige Welt erschafft. »Tötend was uns treibt, sind wir erst, sind wir gegen die Natur« (Werfel, »Die Tugend«). Schilderungen des Menschen geben das Seelische, nicht Äußeres. Gesteigertes Pathos und größte Einfachheit verschmelzen miteinander. Typisch ist bei Sternheim die Vorliebe für schlichte Charaktere, Kellner, Schutzmann, Dienstmädchen, und ihre Behandlung in einem ans Pretiöse streifenden Stil; umgekehrt bei Emil Ludwig das Bestreben, die Kompliziertheit des Bismarckschen Charakterbildes durch einen ganz knappen Stil aufzulösen und plastisch einzufangen. Dies steigert sich bis zu der Kommandosprache, durch die Becher seinen Manifesten Wucht und Eindringlichkeit zu verleihen versucht. Rhythmik soll die Bedeutsamkeit des Gesagten erhöhen. So verlegt sich das Schwergewicht auf die bloßen Attribute der Klangfärbung, der musikalischen Abgewogenheit der Proportionen (Stadler, »Gratia divinae pietatis«, George). Führt hier der Hang zur Einheit zu einer Einseitigkeit, in der das Wort Selbstzweck wird, so verengt sich für Gundolf Shakespeares weltumspannender Geist zum Typus des Wortkünstlers.

In der Philologie wehrt man sich gegen die Überschüttung mit Einzelwissen. Der historisch vorliegende Stoff erhält erst seinen Sinn von dem individuellen Geist, der unter dem äußeren Geschehen die Seele des Werkes sucht, es in seiner inneren Bedingtheit erfaßt und intuitiv neu gestaltet (Witkop, »Das Wesen der modernen Lyrik«). In der Philosophie sucht man ein Gesamtbild der Kultur. So gelangt man zu einer neuen Philosophie der Werte, zum Normativen (Rickert). Auf Nietzsche, den



Gesetzgeber, greift man zurück. Auf Kants kategorischen Imperativ, auf Fichte, den Philosophen der Tat. Philosophie wird wieder Führerin des sittlichen Lebens. Man glaubt an eine wissenschaftliche Ethik. Hier setzt der kunstpolitische Aktivismus ein. Man will, will tätig sein, die Dinge beherrschen. Zeitschriften werden gegründet: »Aktion«, »Der tätige Geist«. Wieder wird die menschliche Freiheit zum Zentralbegriff erhoben (Rubiner, »Der Mensch in der Mitte«). So erhalten Schillersche Gedanken ungeahnte Aktualität.

In der Philosophie sucht man wieder die Einheit, das System. Dazu ist es erforderlich, das Konstruktive im Denken, die logische Verknüpfung schärfer zu betonen. Man will die Welt nicht mehr als Wirklichkeit auffassen, sondern sucht einen Begriff der Natur. Empfindungen, Gerüche, Töne interessieren nicht mehr als solche, sondern als etwas, was in seiner Gesetzmäßigkeit von den Menschen zu einem Begreifen, einem Wollen erfaßt wird. Auch die Phänomenologie und Wortbedeutungslehre stehen heute unter diesem Zeichen des Antipositivismus (Husserl).

Schien in dem Naturalismus der achtziger Jahre die Seele verloren gegangen zu sein, so erkennt man jetzt die Natur als solche nicht mehr an. In dem, was man sieht, was man vor sich hat, erkennt man nur an, was menschliches Produkt ist, in dem sich eine geistige Form offenbart, die von uns erfaßt werden kann. Es gilt nur noch eine Welt, die Kunst ist. Zeigte sich der Hang nach Einfachheit in der Vorliebe für die Art des Kinderzeichnens und in der Nachahmung der Bauernkunst, so ging aus diesem Hang gleichzeitig und aus demselben Boden die Heimatschutzbewegung, um der Einheit willen, und die neue architektonische Gesinnung hervor. Man geht nicht mehr vom Einzelbild aus, sondern vom Wandbild, vom Haus in der Straße, von der Straße im Stadtbild (Städtebau). Darauf beruht die Rückkehr zur

strengen geometrischen Form. In der Malerei werden Häuser, Menschen, Bäume zu geometrischen Gebilden. In der Architektur herrscht die große Fläche. In diesem Hervortretenlassen des immanenten Gesetzes in der Gestaltung des Architektonischen will die Kunst erziehend wirken. Von selbst steigert sich so das feierlich Lineare zu einem neuen Pathos im Figurenstil Hodlers. Jüngere versuchen umgekehrt die Farbe in ihrer glühenden Unvermitteltheit zum Dienst dieses neuen Pathos zu zwingen. Es soll in der Malerei nicht mehr etwas, was uns als Natur erscheint, gegeben werden, etwas, was den Eindruck eines Dinges gibt, sondern man will einen Begriff darstellen, abstrahiert daher von Allem bis auf das Eine, das den Begriff bringt. Der Wert einer solchen Begriffskunst liegt darin, daß das Produkt des Menschen als solches geschätzt, das Zweckmäßige als ein Geistiges empfunden wird. Die Sentimentalität könnte, wenn dieses Ideal erreicht würde, schwinden. Die Industrie würde gerechtfertigt, würde durch diese sinnvolle Gestaltung Kunst. In einer Fabrik könnte eine Darstellung, die Leben bringt, sich aber der Architektur anpaßt und zwar den Geist anregt, nicht aber von der Arbeit ablenkt, am rechten Platze sein.

1918

## Erinnerung an die erste Liebe

So denk ich dein im Maiental von Tagen,  
drin du den Blick wie Blumen aufgeschlagen,  
und deinen Leib wie weißes Elfenbein.

Die blaue Flut, die unser Blut umspülte,  
der Kuß des Abends, der die Sonne kühlte,  
war schwesterliche Zärtlichkeit im Frein.

Ich sah dich an wie Horizont und Baum,  
wie Vogel, Wiese und wie Wellenschaum,  
wie Sommerswolke und wie Sonnenschein.

So denk ich dein, jetzt, nach verquälten Tagen,  
gelöst von Welt, von keinem Ding getragen,  
verbittert in des Maiwalds grünem Blühn.

Wenn aus zerwühlter Liebe ich dich wiederschau  
in Baum und Vogel, Tal und Himmelsblau,  
wird meine Seele Purpuralpenglühn.

1919

## Gebet

Ihr, die ihr wie Insel seid gleich mir,  
horcht der Brandung eurer Lebenstiefen.  
An dem Strande eures Wesens atmet ihr,  
hörtet nicht, wie euch die Fische riefen.  
Euer Atem war nicht in den tiefen  
Atemzügen der geliebten Tiere,  
die in euch entwöhnten Wäldern schliefen  
und nur harrten, daß man sich an sie verliere.

19

Ihr, die ihr wie Insel seid gleich mir,  
denen keine Beere bis zum Trunke reift,  
denen keine Quelle vor dem Durste lag,  
seht, der Morgen naht, und seine Lippe streift  
süß euch Mund und reicht euch einen Tag,  
der euch Spiegel ist, und den ihr nie begreift,  
schenkt euch Sonne, Mond und dunklen Wetters Schlag,  
Saat und Blüte, Frucht und Erntetag.

Ihr, die ihr wie Insel seid gleich mir,  
horcht dem Sang der Fische, die euch riefen,  
Tieren, die in tiefen Wäldern schliefen,  
blauer Frühlingsnächte Mond und Sternenzier,  
eines gelben Sommerweizenfeldes Wogen,  
eines Herbstgewitters Purpuregenbogen  
und den Winterkrähen, die euch zugeflogen.

Ihr, die ihr wie Insel seid gleich mir,  
wenn ihr allem Tier und jedem Ding gelauscht,  
allem Ding und jedem Tier den Sinn vertauscht,  
werdet ihr wie Meer, das uns umrauscht,  
seid ihr auf der Erde und in ihr,  
brecht ihr jeden Tag wie eine Apfelblüte,  
und der Tod, vor dem wir alle bangen,  
wird euch Frucht, die euch entgegenreift,  
und wie Kinder nach dem roten Apfel langen,  
greift ihr ihn in zärtlichem Verlangen,  
werdet ihr wie Kind und Tiere und begreift.

1919

## Du Gott

Du Gott, ich hasse dich in meinen schwersten Stunden,  
der wie Gebirge mir auf meiner Seele wuchtet.  
Die Erde meines Leibes reißt du auf in Wunden.  
In tiefer Täler hartem Abgrund schluchtet

mir deine schwere Hand die schönen runden  
Kugeln der leichten Tage. Die ihr Gott verfluchtet,  
in jeder Not von tausend Todesstunden  
steht Gott vor euch, den ihr so leicht versuchtet.

Und dieses weiß ich, daß ich dein bin, dein, ganz dein.  
Was frommt es, zu entfliehn zu leichten Tänzerein,  
zur Heiterkeit der Fraun, zu einem Fest?

Aus meinem Haß hörst du nur Liebe schrein,  
daß ich ganz dein bin, dein in Pein und Tänzerein,  
daß ich dein Acker bin, dein Feind, dein Glanz und Fest.

1919

## Liebesgespräch

Sommer auf warmem Land; von dem Abendtal  
fliegt und tönt wilder Wind.  
Sieh, wir steigen mit einemmal  
wie weißer Stern und sind Kind.  
Weizenfeld liegt in blauem Schatten still.  
Blaue Liebe aus unserm Herzen will.  
Liebe blüht auf. O wie blühst du in mir.  
Meine Seele senkt sich langsam zu dir.  
Wie wir in uns versinken, sinkst auch du,  
dunkle Erde, aus uns zur unendlichen Ruh.  
Sommer wallt blau durch alle Büsche im Tal.  
Leuchtender Stern hängt unter dem Himmelsgrund.  
Aus den Bäumen kriecht langsam und schmal  
Mond empor, ein gelber schleichender Hund.

1919

## Grüner Sommer

Die Hand ganz langsam im Grase ausgebreitet  
und hoch vor ihr die Welt, sich selbst geschenkt.  
Es steigt mein Blut, es sinkt mein Blut,  
zu fernem Meere tief verbunden hingelenkt.  
Wie tut das Blut sich gut in dieser ausgeschwärmten Ruhe.  
  
So flach ist mein Gesicht, ganz ausgeweitet.  
Gott selbst liegt neben mir und ruht sich aus.  
Auf mich senkt sich die Müdigkeit des Blaus  
und in dem Sonnenfieber meiner Sinne  
staut schläfrig sich das dunkle Blut.  
Wie einer Grille Geigen klingt mir Gottes Wort.

Wie Bachgelächter hier: »Die Welt ist gut«,  
und lächelnd trägt es mich ins Träumen fort.

Gott räkelt sich in dieser ausgeschwärmten Ruhe.  
Ein Reh kommt sanft an ihm vorbeigezogen,  
ein Käfer ist ihm ins Gesicht geflogen,  
Heupferdchen springt vom Gras auf seine Schuhe  
und zirpt an ihm vorbei: »Erschrick! Erschrick!«  
Gott aber ist nach tausend Schöpfungsjahren  
zum ersten Tag der Ruhe ausgefahren,  
und lächelnd ruht auf seiner Welt der Blick.

Ich wache auf. Der Donner grollt.  
Mein Blut hat ausgetollt.  
Mein Mut wird nicht verführt. Es schweigt der Wille,  
und eine Grille geigt von neuem mich in eine grüne Stille.

1920

## An die Geliebte

Wenn nur dein Herz, dein einsames, verwaistes,  
in einer wundervollen Stunde sich erhellt  
und sich erkennt als Flamme jenes Geistes,  
der alles Leben warm in Händen hält,  
und sich dein Antlitz wunderbar verschönt,  
bin ich mit allem andern ausgesöhnt.

1922

## Die Sternennacht

O Sternennacht am Meer, so menschenrückt  
steh ich an deinem Saume, schwebend und verzückt,  
und wenn des Mondes Segel kupfern schwoll,  
spiel ich mit dir, du goethischer Delphin, von Liebe toll.

So magisch schwimmt der Mond durchs Firmament.  
Ein Brausen schwillt von Himmelsend zu End.  
Meerwärts den Blick, das heiße Herz geweitet.  
Allüberall ist Sternennacht gebreitet.

Brandung steigt und schlägt sich monoton  
an dunkle Himmelswand mit dumpfem Ton.  
Es hebt die Flut sich, tief senkt sich die Welle,  
daß Leben sich Lebendigem geselle,  
und Totes modernd in den Abgrund schwinde,  
Zelle mit Zelle, Blatt an Blatt sich binde.  
Aus dunklen Gehäusen Tiere sich erheben,  
im Liebesflug der Gattung zuzuschweben.  
Vom Himmel reißt ein Stern sich los und fällt,  
flammend im Äther, eine neue Welt.

Licht durchflutet mich in mildem Strome.  
Um mich wispeln leise die Atome.  
Nah aller Kreatur, in magischer Verführung,  
spür ich in mir unsagbare Berührung.  
Da hat die Seele dich geschaut, erkannt,  
geliebte Frau, mir schwesterlich verwandt.

1922

## Wie die Stille singt

Wie die Stille singt  
in meinem Zimmer,  
und es klingt  
von dir wie immer.  
Immerfort allein,  
immer denk ich dein  
in dem trauervollen Abendlande,  
in dem roten Feuerbrande,  
der in meines Fensters Scheiben steht.  
Wer behütet dich?  
Wer behütet mich?  
Sag, behütest du die trauervolle Flur?  
Wenn vom Kirchturm klingt  
abendliche Uhr,  
folgst du meiner Spur,  
und die Stille singt  
von dir in meinem Zimmer.

1923

## Herbst I

Nun will ich ruhn. Die Welt ist totenstill.  
Auf flammenwarmem Weizen geht der Wind.  
Herbsttrauer sich im roten Laub erheben will.  
Ich denke all der Sommer, die so bunt gewesen sind.

Daß du mir zugeschaut, wie ich mich mühte,  
den Weg zu dir, Geliebte, hinzufinden,  
das schmerzt mich nicht. Du blühst, und ich verblühte.  
Doch eins kann meine Seele nie verwinden:

Daß sich dein Bild wie diese Landschaft hier  
verdunkelte, das reißt die Erde meines Wesens wund.  
Einsame Wolken ziehen über mir und dir,  
und acherontisch stöhnt es aus dem Grund.

1923

## Herbst II

Daß du mir zugeschaut, wie ich so schwer  
mich zu dir schleppte, sieh, das schmerzt mich nicht.  
Jetzt steh ich vor dir, scheinbar leer,  
ganz ohne Glanz der Rüstung, ohne Wehr,  
ein stiller Gott der Flur, der zuschaut,  
daß das Feld, dem er geweiht, sich still bebaut,  
der regnen läßt, und der sich sanft beschneit,  
an dessen langgewohntes Bild kein Gruß sich hängt,  
der steinern zuschaut, wie die Frucht den Baum behängt,  
der steht im Jahreswehn und sich aus sich empfängt.

1923

### Herbst III

Wenn das Abschiedslachen der Sonne  
über die Berge hallt,  
geht Gott, ein riesiger Hirsch,  
einsam dem Walde zu.  
Die roten Mohnfelder unserer Herzen  
werden dunkel und leuchten nicht mehr.  
Es segelt der schimmernde Mond  
auf ewigem Pfade  
selig durchs All,  
und alle Landschaft ist  
von dir, Geliebte, bewohnt.

1923

## Westfalen und seine Dichter

Die Landschaft, der ein Dichter entstammt, ist nur selten von ausschlaggebender Bedeutung für sein Werk, wenn man dies als Ausdruck seines Temperamentes, seiner Leidenschaften, seines Charakters, seiner Persönlichkeit ansehen will. Es kann mitbestimmend sein; für sein Werk wurde es fast nie wesentlich, wenn auch oft für sein persönliches privates Schicksal. Anders liegt dieser Fall bei den Dichtergestalten, die einer geschlossenen, in sich gebundenen Landschaft entstammen, die leicht größere Weltaspekte verschließt, unbeeinflusst und schwerer beeinflussbar von allgemein als gültig geltenden, sich über einen großen Teil der Erde ausdehnenden Gesetzen, Anschauungen der Welt und Bildungsbegriffen, die Angehörigen großer, glücklicher Völker schon bei der Geburt mitgegeben werden. Bei uns in Deutschland, dem Lande jeglicher Eigenbrötelei, hat sich diese Abgeschlossenheit landschaftlicher Gebundenheit am längsten bewahrt, so daß es manchmal fast scheint, als lebten verschiedene Völker mit einem so verschiedenen Denken, das sich sonst nur bei verschiedenen Rassen findet, innerhalb eines politisch zusammengehaltenen Landes, so daß diese Abgeschlossenheit dieselbe wird wie die der Angehörigen kleiner Staaten. Hier wird die Herkunft und Angehörigkeit wesentlich. Hierin liegt z. B. die Selbstironie Hamsunscher Figuren begründet. So liegt auch der Fall bei den meisten Dichtergestalten, die der nördlichen Landschaft *Westfalens* entstammen, dem Münsterland, so daß es ein Problem werden konnte, weshalb dieses Land, dessen Menschen bis auf den heutigen Tag fast gänzlich abgeschlossen und unberührt von der rein wirtschaftlichen Entwicklung des übrigen Deutschland als ein Volk von Landleuten und Priestern lebt, fern aller

zerstörenden Industrialisierung, nahe den Kräften der Natur, ständig gespeist von ihnen, trotz mannigfacher Entwürfe keinen Dichter hervorzubringen vermochte. Die Dichter Westfalens blieben in ihrem Werk mit Recht fast immer unbekannt, da sie aus ihrem persönlich gebundenen Leben sich nicht emporzuheben vermochten zu einer überpersönlich gelösten Form, wie jener falsche Freund der Droste, Levin Schücking, und andere, die besser waren als er, die sich zwar redlich mühten und doch traurig zu Grunde gingen. So träumt uns aus vielen nur das Bild Annette von Drostes entgegen, und wir lesen ihre Gedichte, die voll lebendigen Gefühls sind, manchmal voll großer Freiheit und Losgelöstheit der Seele, und wir sind beglückt, denn ein sich verzehrendes Herz ist immer ergreifend.

Westfalen ist das Land der sich verzehrenden Dichter. Immer weist es sie auf sie selbst zurück. *Münster* ist seine Hauptstadt. Ihre beiden schönsten, unvollendet gebliebenen gotischen Dome sind wie ein Abbild jener Menschen, die ihre persönliche Gebundenheit in einer ewigen Form zu erlösen trachteten und deren Seelen mit den abgebrochenen Spitzen die Vollendung ebenso versagt blieb wie diesen Kirchen. Immer umgibt uns dieselbe Landschaft, und verläßt man die Tore der Stadt, immer führen uns die Wege zu ihr zurück und damit zu uns selbst. Unheimlich ist das Land in der furchtbaren Gewalt der Tradition der diese Erde bewohnenden Geschlechter der Bauern und des Adels und dem unbedingten Gehorsam zum Dogma fordernden Katholizismus. Unheimlich ist dieses Land mit dem niedrigen Himmel, und nicht wie ein Spiel des Zufalls erschuf es die Menschen, dies Land mit den kauernenden Bäumen, Eiche, Wacholder und Kiefer, die der Formtrieb der Natur in ähnlicher Gestalt wie die Menschen sich bildete, das nämliche Gesetz des Wachstums ihnen auferlegend. Alle

Dichter Westfalens haben versucht, zu einer eigenen Freiheit zu gelangen, und fast keiner hat es erreicht. Doch auch wie ein Abbild deutschen Geistes ragen die unvollendet gebliebenen gotischen Domtürme Münsters. Und erkennt man an, daß es eine wesentliche Richtung deutschen Geistes ist, vom Besonderen ins Allgemeine, vom Persönlichen ins Menschliche, von der Nähe in die Ferne, von der engen Stadt in die Welt zu gelangen und mit seinem Gefühl den ganzen Kosmos zu umfassen, wie noch zuletzt in der Romantik, so wird man verstehen, daß Menschen mit der Sehnsucht nach dem größeren Außen im Herzen, die stündlich und täglich durch furchtbare Widerstände gespeist wird, diesem Hang noch verhängnisvoller verfallen und leichter zum Opfer werden als andere, die ihr Gefühl nicht mit so schicksalbeladener Schwere zu erfüllen hatten, wie es über diese verhängt wurde. Denn die Einsamkeit der westfälischen Dichter ist die Einsamkeit der deutschen Seele. Denn sind wir nicht abgeschlossen gegen alles Außen, nur dem Gesetz unserer Natur untertan, nicht eingeordnet in eine Gemeinschaft, eine Kultur nationaler und europäischer Prägung, nicht getragen von einem Volk, nicht erglüht und nicht erglühbar durch einen Führer, einen Feldherrn, einen Philosophen, einen Dichter? Shakespeare hatte sein Volk, Goethe sein Griechenland und die Natur. Sind wir nicht losgerissen von allen, und bestürmt unser Geist das Firmament, nährt ihn nicht dann nur sein eigenes Wesen? Wohin hätten wir eingepflanzt sein können bei unserer Geburt, wer hätte uns begießen und befruchten können im Ablauf des Lebens, wenn nicht wir allein? Und sind wir nicht doch zerrissen von der Qual des Zerrissenseins, dem Zwang unseres Wesens ausgeliefert, gepeinigt vom Willen, uns hinzugeben für die Menschheit und unser Volk?

Alle Dichter Westfalens sind diesem Hang deutscher Geistesart tief und leidenschaftlich verfallen. Die beiden

Bücher Josef Wincklers («Der tolle Bomberg», »Der chiliastische Pilgerzug«, erschienen bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart) bilden einen interessanten Versuch, sich nach zwei Seiten aus dem Dilemma persönlicher Gebundenheit und der Sehnsucht zur überpersönlichen Form zu befreien. Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder man bejaht das Land mit all seiner Schwere und Enge, und wo es zu schwer und kaum zu ertragen ist, rettet man sich durch Ironie, Satire und Witz. Die andere Möglichkeit ist die, mit seinem Gefühl von Welt und dem, was man von Welt und Weltsystemen in sich hat, in seiner Sehnsucht aus der nicht zu ertragenden Nähe in die weiteste Ferne zu entfliehen, dabei zu Kunstgriffen und Kniffen sich vielleicht manchmal zu wenden, wenn einem der Atem ausgeht. Man umfaßt die Welt und ist abermals gerettet. Der erste Versuch müßte von einem Helden reden, der ein Stück von der Erde Westfalens ist, allen seinen speziellen Gesetzen untertan und seiner Tragik verfallen. Der zweite müßte sich den Gesetzen und Problemen lokaler Gebundenheit entziehen und, will er das zwanghaft Höchste, ein Menschheitsthema sich wählen. Der erste Versuch würde zu einem Kunstwerk, wenn es dem Dichter gelänge, trotz des eigentlich nur Besonderen ein allgemein Menschliches und Gültiges, eben ein Schicksal, darzustellen und das Land Westfalen zu einem Welttheater zu machen. Nun lebte auf seinem Schloß Buldern bei Münster einer der Freiherren von Bomberg, ein Bruder Till Eulenspiegels und des Freiherrn von Münchhausen, vielleicht ein aristokratischer Vetter François Villons, der tolle Bomberg, wie das Volk ihn nannte, von dessen Schwänken und Streichen ganz Westfalen widerhallt, zum Spaß der Bauern, meistens ein Abscheu des Adels und der Priesterschaft. So kam er eines Tags bei einer Taufe zu Pferd in die Kirche geritten, als Geistlichkeit und Verwandte das heilige Wasser über den Scheitel des Neugeborenen flie-

ßen lassen wollten. Er drängte sie zu Pferde zur Seite und ließ den Hengst das Taufbecken leersaufen, so daß der Täufling noch länger im Heidentum verharren mußte. Und als er seine Hochzeitsreise machte, erzählte er seiner Frau, er werde sie in schöne, ferne Länder und Gegenden führen. Er aber fuhr sie im Wagen dreimal um ganz Münster herum, von Dorf zu Dorf, ließ ihr in jeder Ortschaft vom Bürgermeister einen Vogel schenken, einen Zeisig, Sperling, Schwalbe, Lerche, Dompfaff und in der letzten einen Storch auf den Schoß setzen, bis der Wagen keinen Platz mehr hatte für all die Käfige, und so fuhren sie in der jubelnden, zwitschernden Vogelkutsche in die Stadt hinein. Ein anderes Mal steckte er in den Schweinestall seiner gräflichen Tante ein dressiertes Schwein, daß die ganze Ortschaft in Aufregung geriet, da der Leibhaftige in die Schweineherde einfiel, daß Kaplan und Küster gerufen wurden, die Teufelsaustreibung vorzunehmen. Aber je mehr Menschen hinzukamen, umso mehr glaubte das Schwein, die Vorstellung sei im besten Gange, bis es zuletzt auf den Hinterbeinen stand, das eine Bein in die Seite gestützt, mit dem anderen den herbeieilenden Kaplan segnend, um dann mit einem Kratzfuß unter den anderen Schweinen zu verschwinden. Diese noch heute überall in Westfalen lebenden Geschichten hat Winckler gesammelt und aus ihnen ein Leben und die Geschichte des tollen Barons rekonstruiert, aus einer wilden Freude an seinem Heimatlande, an einem Menschen, der für sich von Natur aus eine überlegene Form dem Leben gegenüber fand, es zu bemeistern. Doch anders sind die Gesetze, denen ein Leben unterliegt, als die eines Kunstwerkes. Was der tolle Bomberg in seinem Leben erreichte, gelang Winckler in der Formung dieses Lebens nur unvollkommen. Sein Buch wurde eine Sammlung von Anekdoten, lustig und einen oft zum Lachen zwingend. Doch es steht kein Schicksal dahinter. Man wird beim Lesen das Bedauern nicht los, daß es ihm

nicht gelang, da, wo er in Leidenschaft sein Land mit aller Gebundenheit bejahen wollte, in Ketten zu tanzen. Winckler hatte die Idee des Ganzen, sah aber nur das Besondere. Er gibt statt eines sich zum Allgemeinen erweiternden Besonderen nur Sonderheiten und Allgemeinheiten in unkongruenter Mischung. Denn war der Baron auch ein Verspötter des Adels und scheinbar ein Feind der Geistlichkeit und einer unlebendig erstarrten Religion, ein später Abkomme der Renaissance, er blieb ein Sohn seines Volkes, ein Sohn der Kirche, ein Stück Natur. Im übertragenen Sinne hat dieses Wort auf das Buch Josef Wincklers keine Geltung.

Schon der Untertitel des zweiten Buches, des »Chiliastischen Pilgerzuges«, »Sendung eines Menschheitsapostels«, läßt deutlich erkennen, wie der Dichter hier auf dem zweiten ihm möglichen Wege versucht, sich zu erlösen und zu retten. Von jedem Besonderen ist abgesehen. Nur allgemeinste Ideen und Probleme werden behandelt. Nichts von den besonderen Gesetzen, denen sein Heimatland und damit auch er unterliegt, ist zu erkennen, und doch folgt der Dichter auch hier dem Gesetz seiner Herkunft. Hatte er sich im »Tollen Bomberg« liebend und bejahend seiner engsten Heimat zugewendet, so versucht er jetzt, über seine Heimat hinaus die ganze Menschheit liebend zu umfassen und damit aus der Not der Vereinzelung sich in die ganze Menschheit auszuströmen. Er berichtet die Geschichte eines asiatischen Königs, der die Armen der ganzen Welt sammelt, um die Elendesten der Elenden zu einem glücklicheren Leben zu führen und sie wieder in die ihnen zustehenden Menschenrechte einzusetzen. Erstaunlich ist die Schilderung des ersten Kapitels, des Zuges der vielen Millionen Armen und Kranken, die sich um den König scharen. Er stößt in die vier Himmelsrichtungen vor, überall zurückgeworfen, besonders in dem von Menschenliebe und Christentum überfließenden Europa, schließlich sich in

sich zersetzend, bis der König den Rest der Überlebenden zum Nordpol führt, wo scheinbar nach jahrelangem Wandern durch das Polareis dieser Rest ein echtes Menschentum wieder in sich aufleben fühlt, wieder vom König zurückgeführt wird in sein asiatisches Reich zu einem vermeintlich glücklicheren Leben. Doch aus mißverstandenen Menschentum und Menschenrecht wird der König aus seinem eigenen Reich vertrieben, während auf dem Markt die Residenz in die Luft gesprengt und die Diktatur des Proletariats ausgerufen wird. Doch der König hat die Weisheit des Gottes Siwa gefunden, des Gottes, der lachend die Welt zertant, denn alles ist gut oder alles ist nichts.

Trotz des imponierenden Willens und der unentwegten und unbeirrbareren Zielsicherheit mangelte Winckler die synthetische Kraft. Wir sahen beim »Tollen Bomberg«, daß Werk und Held sich nicht miteinander decken, so persönlich dieses Werk auch ist. Die große Gelassenheit und göttliche Heiterkeit des freiherrlichen Lebens sind oft zu sehr von außen gesehen und durch die Zuspitzung auf das Detail und nicht zuletzt durch die Berechnung auf die Wirksamkeit des Erzählten gestört und werden trotz der Verwandtschaft Bombergs zum Geblüte der Eulenspiegel und Münchhausen verhindern, daß es ein Volksbuch wird. Nur selten verbinden sich Werk und Dichter zu jener selbstverständlichen Einheit, in der zugleich der Dichter, der an ungeheuren, in keinem einzelnen Leben zu verwirklichenden Möglichkeiten reichste aller Menschen, mehr erscheint als das Werk und das Werk, das unvergängliche, losgelöste, nur eigenen Gesetzen untertane, mehr als sein sterblicher Schöpfer.

1924

## Nacht in Capri

An ferner Nebelküste hoch in das Firmament  
spein eines Berges Brüste den Brand, das Element.

Dann kommt der Mond gezogen herauf in roter Pracht.  
Auf seinem Feuerbogen durchwandert er die Nacht.

Mit deinem stillen Leibe bist du zu mir getreten,  
im Haar die Mondenscheibe und Sterne und Planeten.

Wir sahen in dem Dunkeln draußen in langen Reihn  
die Fischerboote funkeln unter dem Sternenschein.

Geheimnisvoller wob sich, was unsre Seelen stillt,  
und in den Himmel hob sich das Zwillingsternenbild.

1925

## Sommer

Hoch im Blauen brausen Wolkenstürme.  
Hell im Lichte steht das weite Land,  
und der Wälder hohe grüne Türme  
ragen schimmernd an der Himmelswand.

Selig wandelnd durch die Sonnenflur,  
durch der Erde mittägliche Farben  
weht um mich der Atem der Natur.  
Trunken fällt das Korn aus vollen Garben.

Grüne Tore öffnen dämmernd weit  
Luftgezelte ihrer kühlen Hallen.  
Still blüht hier des Lebens Einsamkeit,  
und lebendig bin ich ihr verfallen.

Wie im Traume wogt und braust der Wald  
himmlisch auf in hellen Vogelliedern.  
Alle Nähe, alle Ferne halt,  
wenn die andern Wälder ihn erwidern.

Alles jubelt, jauchzt und tönt und summt  
wie verzaubert in den Mittagsbläuen.  
Aber plötzlich ist das Lied verstummt.  
Pan, du liebst den ewig Ungetreuen!

Tausend Wege ging ich durch das Land,  
immer sucht ich dich in tausend andern.  
Ach, ich suchte, sehnte, bis ich fand,  
immer wieder muß ich zu dir wandern.

Und nun wächst du sieghaft flammend groß,  
Herr des Mittags, Gott der grünen Wälder.  
Fiebernd, schauernd lieg ich dir im Schoß,  
ganz berauscht im Duft der reifen Felder.

Und es steigt allmächtig um uns auf  
Glanz und Fülle, trunken ausgegossen,  
und ich höre deines Wagens Lauf  
durch den Äther mit den Sonnenrossen.

1925

## Begegnung

Wie strahlte dieser Tag in klarem Himmelsblau,  
an dem ich dich geschaut, geliebte Frau.  
Lobpreisend entstiegst du himmlischer Engel Schar.  
Goldhaar um dich gebreitet war.

Im Sonnenglanze lag das Heidefeld.  
Du sahst mich an und hattest mich erkannt.  
Wie sich dein Blick an meinem hat entflammt,  
waren auf ewig wir zu uns verdammt.

Die Felder reiften, tiefer Süße voll.  
Das trunken Korn aus seinen Halmen quoll.  
Ich riß dich an mich und so sonnenwarm  
lagst du dem Buhlen in dem Arm.

In all der Schönheit weinte unser Herz  
und füllte sich zum Rand mit ewigem Schmerz.  
Doch in den Himmel stieg der Lerche Gloria,  
als sie uns so vom Licht umflossen sah.

1926

## Die beiden Freundinnen

### Novelle

Sie hießen Jeanne und Renée. Jeanne war eine elsässische Jüdin. Renée wohnte in einer kleinen Landstadt vor den Toren von Paris. Ich lernte Jeanne am 1. August 1914 auf einer Straße in Paris kennen. Am Nachmittag war ich aus der Normandie angekommen, wo mich der Kriegsausbruch überrascht hatte. Bis in den späten Nachmittag war ich mit einigen anderen Deutschen in der Stadt herumgezogen. Das Volk wogte durch die Straßen. Eine riesige Trikolore stand allein und weit über dem goldenen Sommerhimmel von Paris. Sie blähte sich im Wind wie ein schützendes Heiligtum am strahlenden Firmament, angehängt und aufgezogen an einen knatternden Aeroplan, der nicht mehr zu sehen war und sie doch am Himmel ausspannte und allein ihre sausende Fahrt machen ließ. Vom Konsulat eilten wir zur Gare du Nord und von der Gare du Nord zum Konsulat, durch Straßen, Boulevards und Plätze, überall irrten wir umher, denn da wir völlig ohne Geld waren, konnten wir keine Fahrkarte kaufen und befanden uns inmitten der unheimlich aufgeregten und berauschten Stadt. Vom Konsulat wieder zurück zum Bahnhof. Um neun Uhr verließen wir ihn, um nicht dort übernachten zu müssen, quer hindurch durch die Volksmenge, die abgesperrt, hinter Militärposten um den Bahnhof stand. Wir hatten die kleine Freistatt vor dem Bahnhof, die von den Soldaten freigehalten wurde, durchschritten und befanden uns in der dichten Volksmenge, die uns schwer beweglich und drohend umgab. Und mitten in ihr zuckte eine plötzliche Erregung irgendwo auf. Wie ein Blitz fiel es unheimlich neben uns ein. Menschenknäuel bildeten sich und wir hätten leicht einen tragischen Moment er-

lebt, wenn uns nicht Soldaten umgeben und auf eine ruhige Seitenstraße gebracht hätten, wo sie uns laufen ließen. Es galt, ein Auto zu bekommen. Die Chauffeure wollten die Deutschen nicht mehr fahren. In diesem Augenblick lernte ich Jeanne kennen. Es kam ein junges, vielleicht neunzehnjähriges Mädchen über die Straße auf uns zu. Sie sprach kurz mit mir, holte ein Automobil, verhandelte mit seinem Chauffeur, der sich noch weigerte. Wir stiegen ein und fuhren zum Konsulat zurück und am Morgen in unsere Heimat. Ja, es war Jeanne gewesen. Ich wußte nicht, daß sie so hieß, ich nahm ihren Namen nicht mit mir nach Haus, gar nichts nahm ich von ihr mit, nur einen hellen und lichten Augenblick, eine frohe Erinnerung an sie. Es klang lange in mir nach.

Nie habe ich geglaubt, noch einmal von ihr etwas zu hören oder ihr zu begegnen. Ist es ein Zufall zu nennen, daß es trotzdem geschah? Oder sind heftige Gedanken oder ist die Schönheit eines Augenblicks so stark, daß Menschen, an und für sich einander so fremd, doch ihre Wege zu kreuzen haben, immer wieder und immer in einer anderen geheimnisvollen Art sich begegnen, als stünden sie unter einem magischen Bann und als bewege sie eine fremde Hand?

Im Jahre 1916 traf ich Jeanne wieder. Ich studierte in einer kleinen rechtsrheinischen Landstadt, von deren Erhöhungen man in der Ferne den Rhein sehen konnte. Eines Nachmittags begrüßte sie mich auf der Straße. Seltsam, ich war gar nicht erstaunt. Sie war als verdächtige Elsässerin zusammen mit ihren Eltern von den Deutschen aus dem Elsaß ausgewiesen, und als Wohnort hatte man ihr die kleine Stadt bestimmt, wo sie sich jeden Tag auf einem Bureau zu melden hatte. Es war jener düstere Winter, der bis weit in die ersten vier Monate des neuen Jahres anhielt. Es wollte nicht Frühling werden und es war, als läge die ganze Welt unter einer dau-

erden Sonnenfinsternis. Wir warteten auf den Frühling mit einer Spannung, die uns verzehrte, denn jedes Jahr warf sich alle Hoffnung in die Frühlinge, mit einer Leidenschaftlichkeit, die keine Grenzen mehr kannte.

Jeanne und ich gingen oft zusammen durch die kleine Stadt und die Felder und stiegen auf die Höhenzüge, welche die Stadt umlaufen. Manchmal begegneten wir auf unseren Spaziergängen französischen Gefangenen, die arbeiteten. Waren sie auf unserer linken Seite, wenn wir an ihnen vorbeikamen, dann sah ich nach rechts, während Jeanne kleine Paketchen französischer Zigaretten weggab und sehr leise, weil es eine gefährliche Handlung darstellte, ihren Landsleuten auf Französisch Guten Tag sagte.

Manche werden sich vielleicht noch jenes herrlichen Frühjahrs erinnern, das am ersten Mai aus der Erde mit einer Wollust losbrach, als sei jeder Tag ein Tag des Schöpfungswerkes selbst. Die Sonne erschien an jedem Morgen in ihrer herrlichen Schönheit, sie stieg hinauf in den Aether und zog über den klaren Himmel, kehrte jeden Morgen zurück und stieg immer strahlender empor, und zog Woche um Woche von Ost nach West auf ihrer kristallinen Bahn, und aus der Erde schoß es herauf mit einer Gewalt, daß der düstere Winter verlosch. Die Welt grünte und alles drängte zum Licht. Wir stiegen auf die Anhöhe, sahen das Licht aus den Tälern gegen die Berge schäumen, Himmelswolken senkten sich nieder in die Gärten, die Bäume trugen Blütenkronen und wölbten sich weiß in den blauen Azur, durchzogen und berauschten mit einem Duft ohnegleichen das Land. Die ewig unruhigen Schwalben über uns, lagen wir auf den Wiesen, inmitten kräftig duftender Blumen, umwogt vom animalischen Gesang der Bienen und Käfer, sahen all die verschwenderische Pracht ausgegossen um uns, staunten inmitten der Herrlichkeit der Welt, sahen in weiter Ferne den Rhein und von ihm mit Lichtwogen

die Täler sich anfüllen mit einem unheimlichen Flimmern und Glänzen. Wir stiegen auf den Schloßberg, als die Kastanien blühten und hohe weiße Wolken den Himmel befuhren.

Ja, wir waren selig und ruhten beseligt aus. Doch manchmal drang durch das Glück, das sich in Jeannes Angesicht malte, ein Schatten hindurch, nur für kurze Augenblicke, aber ihre Augen wurden dann immer von schweremütigem Ausdruck erfüllt, der mich ängstigte. Wir saßen auf einer niedrigen Mauer. Es duftete um uns und sang. Wir sahen über den Rhein hinweg, weiter und immer weiter, nach Westen. Da sprach Jeanne von ihrer elsässischen Heimat, dem kleinen Ort in den Vogesen, den sie so sehr liebte. Ihre langen Beine baumelten über die Mauer herab.

»Ja«, sagte sie lachend, »hier sitze ich nun, hier, Elsässerin, Französin und Jüdin. Wohin soll man eigentlich gehen? O ich weiß es, o ich weiß es, o ich weiß es!« Und sie schaute nach Südwesten, wo nach vielen hundert Kilometern die Vogesen liegen sollten.

Da Jeanne gar kein Orientierungsvermögen hatte, sah sie gar nicht dorthin, wo die Berge ihrer Heimat lagen.

»Du«, sagte ich, »du siehst nach Südosten, ungefähr in die Richtung auf Zion.«

»Ha«, lachte sie, »also dahin muß ich sehen«, drehte sich um und sah nach Nordosten, auf Finnland zu. Ich stellte sie richtig und sie war zufrieden.

»Ach«, meinte sie, »man will uns jetzt immer glauben machen, daß wir alle so verschiedene Seelen haben. Du hast eine deutsche, nein, eine preußische, ich, nun ja, eigentlich kann ich überhaupt keine Seele haben. Romanisch ist unmöglich, elsässische Seelen sind hüben und drüben ganz verboten, und die deutschen Seelen sagen, daß wir Juden nie die Seele des Landes haben können, in dem wir wohnen und geboren sind. Woher kommt es nur, daß ich in die Vogesen fahren möchte, nur dorthin,

dort leben und auch nur dort begraben sein, zwischen all dem, das mir so verwandt ist. Es ist überhaupt eine sehr merkwürdige Angelegenheit«, fuhr sie fort, »mit diesen spezifischen Seelen. Die Franzosen sagen, die Rheinländer seien keine Deutschen, sondern Abkömmlinge keltischen Geistes. Daß ihr Deutsche, daß ihr Westdeutsche seid, ist doch so klar, und daß ihr euer Land liebt, ist doch noch viel klarer. Was hat das damit überhaupt zu tun? Dies mit den verschiedenen Seelen ist eine kitzlige Sache«, und während sie sich vor Lachen fast überschlug, sagte sie:

»Sieh da nur einen eurer großen Dichter, ihn, der, wie ihr sagt, wie kein zweiter infolge seiner seelischen Struktur den märkischen Adel, diese preußischen Seelen, ja selbst die preußischen Bäume der Mark Brandenburg und ihre spezifische Eigenart so herrlich schilderte, daß er selbst zum strahlenden Vorbild einer preußischen Seele wurde, er, der deswegen so berühmt geworden ist, dieser Theodor Fontane, war überhaupt kein Deutscher. Was war er? Vollblutfranzose, Vollblutfranzose, Südfranzose. Und euer deutscher Dürer, der Meister mit der deutschesten aller Seelen, der Gipfel deutscher Kunst, ach, mein armer Freund, hast du nie das Porträt seines Vaters oder Großvaters gesehen? Der hieß gar nicht Dürer! Das war ja ein Ungar, sieh dir das Bild einmal an, diese Backenknochen, diese Schädelform, zugewandert aus Ungarn nach Nürnberg. Ja, was soll man da machen? Es ist sehr schwer mit diesen Dingen des Blutes.« Plötzlich wurde sie wieder traurig und sagte: »Ich will in die Vogesen.«

»Du bist also«, sagte ich, »ein Beweis für die Assimilationstheorie, du bist also dadurch akklimatisiert, daß deine Vorfahren Jahrhunderte innerhalb einer anderen Kulturgemeinschaft lebten?« Sie wurde sehr böse und rief: »Glaubst du etwa, daß die Neger, wenn sie Goethe lesen, davon schwarzweiß kariert würden?«

Dann lachte sie wieder und sagte traurig: »Ich aber möchte in die Vogesen.« Und sie weinte, daß es ihren Kopf hin und her stieß.

Ein anderes, noch düstereres Jahr ging dahin, aber es war das letzte des Krieges. Und Jeanne kam, als es vorübergezogen war, wieder in ihre Berge, und lange hörte ich nichts mehr von ihr. Erst nach einigen Jahren sah ich sie wieder.

Unvermutet, wie immer, stand sie vor mir. Es war in Köln, wo ich auf der Moltkestraße bei einer Wirtin zwei Zimmer gemietet hatte. Eines Morgens war Jeanne da, lachte und sagte mir auf französisch Guten Tag. Nun, alle Elsässer sprechen in Frankreich deutsch und in Deutschland französisch. Ich bat sie lachend, dann doch wenigstens mit mir hebräisch zu reden, da sagte sie lächelnd noch einmal »Guten Tag«.

Sie hatte sich nicht verändert, nur ihre Traurigkeit war verfliegen. Das Haus in den Vogesen sei unbeschädigt gewesen. Nun sei alles wieder gut. Dann erzählte sie mir von der Universität in Paris, wo sie zusammen mit einer Freundin, die so und so heiße, braunrote Haare habe, sehr schön sei, studiere, mit dieser Freundin Renée zusammen. Wir unterhielten uns, sprachen von diesem und jenem, wie unbekannt in Paris die deutschen Dichter seien, wie man sich auch gar nicht sehr dafür interessiere. Nachdem wir unsere gemeinsamen kleinen Erlebnisse aus der Wartezeit in der kleinen Stadt überflogen hatten, wurden wir ruhiger, und es war nach einem langen Schweigen, als Jeanne aus meinen Büchern eines herausnahm und anfang, mir Baudelaires »Invitation au Voyage« vorzulesen.

Als sie es vorlas, spürte ich, daß sie es mit einem seltsamen Vergnügen las, mit einer inneren Lust und Spannung, und auf ihrem Gesicht lag und breitete sich ein Ausdruck von Freude aus, die von weit her kam und doch etwas Besonderes sagen zu wollen schien. Sie sprach

das Gedicht immer wieder mit einer tönenden Stimme, in der Erregung und Spannung sich seltsam mischten. Ich konnte mir diese auffallende Anteilnahme, diese merkwürdige Ergriffenheit nicht erklären und fragte, was es bedeute. Jeanne erschrak und sagte ruhig, indem sie mir in die Augen sah: »Ich will dich doch mit diesem Gedicht in die Vogesen einladen, ja, nach Haus, in meine Heimat.«

Wir hatten lange gesprochen. Es war Mitternacht geworden. Als Jeanne weggegangen war, ging ich in meinem Zimmer auf und ab, setzte mich und dachte lange darüber nach, eine wie starke Macht die Liebe zu dem Lande doch sei, in dem man geboren war, und dachte darüber nach, wie verschieden sich diese Liebe bei den Angehörigen verschiedener Nationen äußert. Wie die Kirche mit ihrem ewigen himmlischen Gnadenschatz ihre Kinder speist und so eine mystische Verbindung der Menschenseelen mit den himmlischen Idealgestalten vollzieht, so schienen mir Angehörige anderer Nationen, Nationen, denen ich nicht angehörte, leichter und selbstverständlicher aus dem den Menschen eingeborenen Liebesgefühl zur Heimat jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig zu empfinden, das eine Nation zum Volk zusammenschließt. Ihnen schien mir dies alles von einem gütigen Schicksal bereits in die Wiege gelegt zu sein. Wir aber, so dachte ich, wir haben immer mit allem von vorne anzufangen. Woher mochte es nur kommen, daß wir, die Angehörigen eines einzigen Volkes, selten oder fast nie erglüht oder erglühbar durch einen Feldherrn, Dichter oder Philosophen, schneller und leichter ein verwandtes Gefühl zu einer fremden Landschaft empfinden als zu einem Fleck unseres Vaterlandes? Woher mochte es nur kommen, so dachte ich weiter, daß wir uns unmittelbarer und vertrauender fremdesten Erdteilen einfühlen und dort unser Blut lassen, unmittelbarer uns dort mit allem verwachsen fühlen, uns unserer Um-

gebung selbstverständlicher auf einem Kanu indianischer Seen oder einer Schaluppe auf dem Amazonasstrom einfügen? Woher, woher mochte es nur kommen, daß wir eine innere Hemmung zu überwinden haben, alle Deutsche als ein einziges Volk zu denken, da doch auch uns die heißeste Liebe zur Heimat im Herzen brennt? Wie lange würde es noch dauern, daß wir unsere Seelen mit dem Ideal eines Volkes vereinigt hatten und von diesem Ideal, wenn wir es erreicht haben würden, fortschritten mit anderen Völkern und Nationen zu dem nächsten Ideal einer Völkergemeinschaft?

In solche Gedanken versunken ging ich auf und ab und setzte mich, den Klang von Jeannes erregter Stimme wieder im Ohr, und sagte die Verse Baudelaires vor mich hin, die Verse, die Jeanne soeben noch gesprochen hatte:

»Mon enfant, ma sœur,  
songe à la douceur  
d'aller là-bas vivre ensemble!«

Ich wurde traurig und wurde wieder froh, denn ich wollte sie bald besuchen, im kommenden Sommer, in ihrer Heimat. Den Klang ihrer Stimme konnte ich nicht vergessen und noch während ich mich auskleidete sagte ich immer wieder ihre Worte vor mich hin, ganz langsam, als verspeise ich eine süße Frucht, und ich empfand dabei eine seltsame fremde Freude:

»Mon enfant, ma sœur,  
songe à la douceur  
d'aller là-bas vivre ensemble!  
Aimer à loisir,  
aimer et mourir  
au pays qui te ressemble! – – –  
Là tout n'est qu'ordre et beauté,  
luxe, calme et volupté.«

Gerade hatte ich Jeannes Einladung an mich bis zu den Worten gesprochen, in denen der Dichter die Ruhe des Landes lobpreist, welches der Seele verwandt ist, und den Tod verherrlicht, wenn man ihn in diesem Heimatlande findet. Ja, dachte ich, Ruhe, einmal Ruhe haben, einmal Atem holen, o Jeanne! Noch einmal sagte ich ganz leise und flüsterte fast die Worte: »Là tout n'est qu'ordre et beauté, luxe, calme...«

In diesem Augenblick klopfte es heftig schlagend an die Tür meines Schlafzimmers und die Stimme meiner Wirtin stieß draußen erregt die Worte hervor: »Die Dame hat sofort Ihr Zimmer zu verlassen! Sofort!«

In meiner heimlichen Zwiesprache mit Jeanne so jäh unterbrochen, herausgerissen aus dieser überirdischen Verbindung, erschrak ich zu Tode. Arme Jeanne, denn du wurdest wirklich für immer aus meinem Zimmer ausgestoßen und vertrieben. Ich sollte dich nie wiedersehen. Du hattest es bereits für immer verlassen. Kurze Zeit später vernahm ich die Kunde von deinem Tod. Alle Beunruhigung war vorüber, du hattest deine Heimat gefunden und wurdest begraben in dem Land, das dir verwandt war und das sich in deinen Augen froh widerspiegelt hatte. Aber deine Stimme ist oft in meinem Zimmer gewesen, weil sie in meiner Seele war. Aus ihr hob ich sie manchmal wieder empor und brachte sie zum Tönen. Ich hatte dich zum letztenmal gesehen und doch schienst du fortzuleben und die Seltsamkeit unserer Begegnung in anderen Menschen fortzuführen. – –

Es kam die Weihnachtszeit. Am heiligen Abend saß ich in meiner Wohnung zusammen mit meinem Hund. Ich wollte allein sein. Doch da spürte ich in einem Winkel meiner Seele eine große Traurigkeit, jene Traurigkeit, die einen ohne Grund überfällt und sich wie ein Meer in der Seele ausbreitet. Ich spielte mit meinem Hund, um froher zu werden. Er sah mich an, als wolle er reden, und wedelte mit dem Schweif.

Ja, dachte ich, du möchtest wohl gern die Scheidewand, die in deinem Wesen für immer aufgerichtet ist, überbrücken, doch der liebe Gott hat dich kurz vor dem Erwachen zur Flamme deines Bewußtseins aus den Händen gelegt und dich halbfertig liegen gelassen, so daß du nur mit deinem Schweif zu wedeln vermagst, und wenn du mir deine schwere Pfote reichst, dann stellen du und ich dasselbe lebende Bild, wie ich es tue, wenn ich zu Gott bete, denn in demselben Maße, wie deine Seele, an der meinen gemessen, ein Entwurf ist, so wird die meine, an der Seele Gottes gemessen, ein unendlich viel kläglicherer Entwurf sein. Doch, dachte ich, wie wir nach Gottes Ebenbild erschaffen sein sollen, so hat er in uns ein sehr schlechtes Bild von sich geschaffen, aber wir haben ihm das seine ebenso schlecht zurückgegeben.

Ich dachte wieder an Jeanne. Ich weiß nicht, weshalb mir auf einmal ihre Wort einfielen, mit denen sie ihre Freundin geschildert hatte. Da stand plötzlich ein Mensch vor mir. Und ich verspürte Neigung, ihm einen Brief zu schreiben. Aber ich wußte den Namen der kleinen Stadt nicht mehr, in der sie wohnte. Da versuchte ich, mir Jeannes Stimme wieder in das Bewußtsein zu heben, indem ich mein Ohr anstrengte, den Tonfall ihrer Worte wieder zu vernehmen. Nach vielen Versuchen und Bemühungen fand ich einen Ton, der vielleicht eine Stadt bezeichnen konnte, vielleicht etwas ganz anderes, vielleicht auch gar nichts. Dorthin sandte ich den Brief. Ich sagte, es sei ein Brief ins Blaue hinein, eine Laune. Ich redete mit Jeannes Freundin, weil sie mir bekannt schien, in jener leichten Art, die nur dadurch entstehen konnte, daß ich nicht an das Ankommen des Briefes glaubte, nur dadurch, daß ich zu einem fremden Menschen sprach, der nichts von mir wußte, nichts von all den Mißverständnissen und Schwierigkeiten, nichts von all dem Zufälligen, das sich so leicht zwischen Menschen meistens schon *vor* einem persönlichen, sicherlich aber

*bei* oder *während* eines persönlichen Bekanntwerdens ergibt und schon da ist. Alles dies fiel zwischen uns fort. Und man wollte ja auch gar nichts voneinander, und doch war der Brief von leichter Lebendigkeit, dem das Ungewohnte eines solchen Dialoges eine gewisse Erregung verlieh. Was ich geschrieben habe, weiß ich heute nicht mehr. Erst nach einer Woche brachte ich den Brief zur Post, da ich ihn in meinem Rocke vergessen hatte. Ich dachte nicht mehr an ihn. Da erhielt ich eine Antwort.

Sie war in einer ähnlichen seelischen Verfassung geschrieben. Sie klang fast wie eine Fortsetzung meiner eigenen Worte, so daß ich bei der Schreiberin dieselbe Minute des Erlebens spürte, wie es an jenem Abend in mir sich abgespielt hatte. Der Gott des Aethers hatte meinen Anruf richtig weitergegeben. Nur stellte ich fest, daß auf der Empfangsstation die Stimmung etwas spaßhafter und witziger empfunden wurde, ohne jene Art von Sentimentalität, die wir Deutsche gern den einfachsten und kleinsten Dingen und Begebenheiten verleihen, als ob wir nichts ohne einen metaphysischen Hintergrund zu sehen imstande wären. Heute weiß ich auch nicht mehr, was in diesem Briefe stand.

Ein paar Wochen hindurch schrieben und antworteten wir uns. Doch langsam schlich sich eine Spannung zwischen der Schreiberin und mir in die Zeilen ein, unausgesprochen wurde man interessierter, neugieriger, und man wollte voneinander mehr wissen, als die Luft dieser ätherischen Korrespondenz gestattete. Eines Tages mußten unsere schillernden Schmetterlinge mit versengten Flügeln vom Himmel zur Erde fallen, durch den sie so froh umhergegaukelt waren. Die Leichtigkeit und der Reiz mußten sich verflüchtigen und eine seltene Freude zerstören. Menschliche Neugierde, etwas Festes, Bestimmtes sehen zu wollen, näherte sich bedenklich. Der Wunsch, einander in die Augen zu sehen, mußte das

Traumbild, das wir beide schon längst voneinander uns gemalt hatten, völlig vernichten. Eine persönliche Begegnung aber mußte alles zerstören. Die namenlose Weite der Sehnsucht begann sich einzuengen, das freie Spiel der Phantasie begann irdisch zu werden und drohte einzustürzen. Da entschloß ich mich zu einem jähen Abschied.

Nachdem ich in meinem Brief, welcher der letzte sein sollte, eine fabelhafte luftige Landschaft irgendeines fernen Erdteiles gemalt hatte, eine Landschaft, die nie Wirklichkeit gewesen war, nie wirklich sein würde, weil sie nur in meiner Phantasie gezeugt war, schrieb ich meine Abschiedsgrüße. Ich würde nun fortreisen, weit weg, irgendwohin, ohne je zurückzukommen. Einen Ort, an dem man mich erreichen könne, wisse ich nicht, ich müsse ohne besonderen Grund und ungern abreisen, ich müsse aber auf jeden Fall fahren. Doch – wenn es Renée Freude mache, dann möge sie am kommenden Donnerstagnachmittag bei mir um halb fünf Uhr in meiner Wohnung an der Moltkestraße den Tee nehmen. Das war nun das Ende, und mit einem wehmütigen Gefühl, das die Trennung in mir auslöste, sandte ich den Brief fort.

Aber: Weshalb sollte man sich nicht noch die Freude machen, an diesem Donnerstag das lustige Spiel der Phantasie wenigstens darin sich verwirklichen zu sehen, daß man einen Teetisch deckte, sehr sorgfältig mit Blumen, daß man Kuchen backen ließ, die man nur in Paris aß, daß man zwei Stühle einander gegenüberstellte, den einen für einen sehr schweigsamen Gast, den anderen für sich selbst, und sich so glauben machte, alles sei Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, der ins Gesicht zu sehen zu gefährlich war?

Ich wartete bis eine Viertelstunde vor Fünf. Dann setzte ich mich in den einen der Sessel und machte mich voller Appetit über die ausgezeichneten Kuchen her. Der Tee

war geradezu prachtvoll, die Kuchen leicht und graziös, wie es für mein luftiges Gegenüber sich geziemte. Ich hatte gerade die Teetasse wieder gefüllt, meine und auch die andere, von der ich ebenfalls ab und zu nippte, als es schellte. Ich achtete weiter nicht darauf. Doch kurze Zeit später hörte ich vor meinem Zimmer, dem die Türe der Etage gegenüber lag, meinen Namen mit einem deutlich ausländischen Akzent erfragen: es war Renée, die meiner Einladung zum Tee auf Donnerstag nachmittag folgte. Sie war mit dem Nachtzug von Paris gekommen, schon seit dem frühen Morgen in der Stadt, kam zum Tee, wie aus einem Zufall heraus, zwanzig Minuten nach der angegebenen Zeit, als habe sie sich bei einer Schneiderin verspätet.

Zunächst spielte unsere Unterhaltung dieselben Pianissimotöne der obersten Klaviatur. Es war, als ob wir uns einen jener federleichten Briefe schrieben. Es ist mir unmöglich, mich festerer Formen unseres Gesprächs zu erinnern. Draußen lachte die Sonne, denn es war Frühling. Mitten hinein in das vorsichtige Gezwitscher unserer Seelen dröhnten harte Trompetenstöße. Kriegswagen, Feldküchen, Tanks und Maschinengewehre, Wiehern der Pferde, Gerassel der Kanonen, aufreizende Blasinstrumente drangen in das Zimmer. Es waren Landsleute Renées, die Köln auf dem Marsch zum gegenüberliegenden Rheinufer passierten. Ich schwieg erschreckt eine bange halbe Minute. Renée war an das Fenster getreten und schaute hinaus. Ja, nun würde der Moment kommen, der alles auseinanderfallen lassen würde, menschliche Schwere stand plötzlich mit ihrer ganzen Plumpheit vor uns.

Renée kam von dem Fenster zurück und blieb vor einem alten, bunt kolorierten Bild Napoleons des Ersten, das an der einen Wand meines Zimmers hing, stehen. So, jetzt mußte es einschlagen. Renée sah lange und nachdenklich

auf die bunte Lithographie, deren Farben mir plötzlich unheimlich zu flimmern schienen.

»Was denken Sie nur?« fragte ich sie, und draußen blähten sich von neuem die schrillen Töne der Fanfaren, die sich mit dem anderen Kriegslärm vermischten. »Was denken Sie? Ist jetzt alles zersprungen?«

»Ach«, sagte sie ruhig lachend, »ich überlegte gerade, ob mir dieser Hut, den der Kaiser dort trägt, wohl gut stehen würde«, und sie setzte sich wieder.

Das vorsichtige Tasten, die Neugierde regte sich dennoch. »Nun, weshalb setzen Sie sich abends allein mit Ihrem Hund in Ihr Zimmer und schreiben phantasievolle Briefe? Weshalb heiraten Sie nicht? Haben Sie kein Geld? Reicht es nicht?«

Ich mußte lachen. Denn ich erinnerte mich, daß in französischen Romanen der Held bestimmt auf der dritten oder vierten Seite anfängt, darüber Berechnungen anzustellen, wie er seine Lebenshaltung bestreiten könne, während wir Deutsche schon auf der zweiten Seite von einem unbestimmbaren Gefühl der Seele zu reden beginnen, das wir meistens Sehnsucht nennen, von dem aber weder der Dichter noch der Held selbst weiß, was es ist.

»Nun«, entgegnete ich, »zum Heiraten gehören doch zwei.«

»Ja«, sagte sie nach einer Pause, »mindestens zwei.«

Der folgende Morgen fand uns in einer kleinen Stadt an den Bergen des Rheins. Wir saßen auf einem Hügel, Weinberge zu unseren Füßen. Weiße kleine Boote mit schneeweißen Kajüten wie aus chinesischem Porzellan fuhren vibrierend hin und her. Von Zeit zu Zeit zog ein großer Dampfer mit vielen schwarzen Schleppkähnen vorbei. Auf der anderen Seite des Flusses lag die kleine Stadt mit hellgrauen Schieferdächern, und der Rauch stieg langsam zum Himmel. Die Sonne stieg höher. Wir saßen in dem Gras. Lerchen schwirrten über uns in die Luft und wie weiße Perlen fiel ihr Lied aus dem blauen

Azur. Die Vögel bauten ihre Nester in den Büschen. Kleine grünrot gesprenkelte Eier würden darin liegen und schon brüteten einige der kleinen Mütter über ihnen. Ein kräftiges Licht fiel ruhig von den Bergen in die Täler. Menschen arbeiteten auf den Feldern, und das Land dampfte. Man hörte in den Weinbergen das Aufschlagen der Hacken, das einen hellen Ton gab. Anemonen blühten noch, und ein süßlicher Geruch von Honig durchzog die Luft.

»Renée«, fragte ich, »wie heißen die Bäume dort unten am Ende des Weges, dort mitten zwischen den Weinbergen?«

»Junge Bäume, junge Bäume«, rief sie laut und wieder: »Junge Bäume, junge Bäume.«

Das Spiel der Phantasie war vorüber. – Als ich ein paar Anemonen in der Hand hielt, mußte ich an Jeanne denken. Ich dachte an jenen Morgen, als sie auf der Mauer des Schloßberges saß und mir einen Vortrag über die Schwierigkeit des Blutes gehalten hatte. Würde sie heute noch glücklich sein in ihrem kleinen Heimatort? Sie hatte sich nicht gequält durch all die Fragen nach Rasse, Blut und Abstammung, sie liebte ihre Heimat, und damit war ihr Durst gestillt. Und ich dachte wieder an den Kriegslärm, der meine Unterhaltung mit Renée so leicht hätte vernichten können. Ich sah wieder auf die Anemonen. Ich erinnerte mich, auf einem hohen Berge an der süditalienischen Küste in einem anderen Frühjahr Anemonen gefunden zu haben. Größer und geheimnisvoller waren sie mir erschienen als die, die ich jetzt unter meinen Händen hatte. Der Formtrieb der Natur hatte sie unter dem südlicheren Klima verändert, sie gewissermaßen italienisch werden lassen, ohne daß sie die Zugehörigkeit zu der großen europäischen Pflanzenfamilie aufgaben. Wie lange würde es noch dauern, bis die Völker dieses Gesetz der Natur zu begreifen imstande sein würden?

Es wurde Abend. Ein Schiff mit rosafarbenen Segeln fuhr rheinabwärts, nach Holland zu, zum Meere. In einer alten Chronik hatte ich einmal gelesen, Dionysos sei singend auf einem Boot mit pfirsichfarbenen Segeln den Rhein heruntergefahren, ohne anzuhalten von seiner Quelle bis zum Einfluß in das große Meer.

Vor mir lag Renée in einem hellen Kleid mit einem großen Hut über den braunroten Haaren. Heinrich Heines Worte summten mir durch den Kopf, das Lied des rheinischen Juden:

»Ich sang – und wie von selbst beinah,  
die Leier klang berauschend.  
Mir war, als ob ich Daphne sah  
aus Lorbeerbüschen lauschend.

Ich sang – und wie Ambrosia  
Wohlrüche sich ergossen.  
Es war von einer Gloria  
die ganze Welt umflossen.«

1926

## Vor dem Mikrophon

Es gibt Städte, die in unserem Leben eine verhängnisvolle Rolle zu spielen berufen sind, Städte, in denen uns Ereignisse und Erlebnisse mit Menschen begegnen, die später diese Städte für unsere Erinnerung ihres düsteren Geschehens wegen wie hinter einem dunklen Vorhang liegend erscheinen lassen. Über ihnen, die manchmal im hellsten Licht der Sonne aufblinken, türmen sich schwarze Gewitterwolken, von fahlen Blitzen durchzogen, Wolken, die keinen Regen auf die Dächer der Stadt ergießen, die vielmehr, von einem bösen Wind zueinander und voneinander hin- und weggedrängt, den Anblick eines unheimlichen Kampfes bieten. Nichts vermag man für eine Erklärung heranzuholen, das genügen würde, einen einigermaßen vernünftigen Grund für den Umstand herzugeben, daß in solchen Städten uns ein Verhängnis naht. Man liebt sogar diese Städte, man kehrt oft und mit Vergnügen zu ihnen zurück, man freut sich bei der Ankunft auf dem Bahnhof, man verbringt ahnungslos und nichts Schlimmes vermutend einige Tage in ihnen, bis aus der klaren, heiteren Luft plötzlich uns jener Atem anweht, der uns doch in die Flucht schlagen sollte. Aber noch denkt man nicht an Erfahrungen, die man vor Jahren in dieser Stadt machte, man ahnt nichts Böses, und erst in dem Moment, da man beginnt, den eigenartigen Lauf der Geschehnisse zu sondieren und sich darüber Rechenschaft abzulegen, in dieser Stunde, da man sich des Verhängnisses bewußt wird, unter dem man in dieser Stadt steht, ist es schon zu spät zur Rettung.

Eine dieser Städte, die in meinem Leben auf so seltsame Art verbunden sind, ist die Stadt Freiburg in Baden. Ich könnte nicht sagen, daß sie mir beim ersten Betreten auch nur das leiseste Unbehagen eingeflößt hätte, und

doch sollten sich für mich hier immer wieder die Ereignisse abspielen, die nicht zu den frohen und glücklichen des Lebens gehören. Heute ist es so, daß ich mich in dieser Stadt nie und nimmer mit einem Menschen treffen würde, der meinem Herzen nahesteht. Denn zu oft sah ich über solche Menschen und mich ein plötzliches Unglück herabfallen. Nicht genug, daß aus einer der dunklen Wolken ein Blitz zur Erde niederschloß, die Ereignisse spielten sich so ab, daß das eine in dem anderen, das folgte, sich fortzusetzen schien, ohne daß sie beide in einem inneren Zusammenhang gestanden hätten. Dafür möchte ich nur ein Beispiel geben.

Vor ungefähr sechs Jahren hielt ich mich in der Nähe Berlins auf und verabredete mich mit einem Menschen, der sich in London befand, zu einem gemeinsamen Treffen in der Hauptstadt. London–Holland–Berlin war die kürzeste und einfachste Verbindung, und nichts hätte für uns einen Grund gegeben, uns in Süddeutschland zu treffen. Zudem war für mich die Reiseroute sehr schwierig, da infolge der Besetzung des Bahnhofs Offenburg durch die Franzosen der Verkehr nach Baden in einer vierzehn Stunden dauernden Fahrt über den Schwarzwald umgeleitet wurde. Briefe gingen also zwischen Berlin und London hin und her. Wir freuten uns auf die gemeinsamen Sommerwochen. Kein Ton war getrübt, bis eines Tages in die Briefe aus London eine leichte Nervosität eindrang, die sich dann bald verdichtete, und mir der Vorschlag gemacht wurde, da man nicht gern und keinesfalls nach Berlin kommen werde, uns in Freiburg zu treffen. Meine Bekannte war schon abgereist und fuhr über Paris dorthin und schrieb mir bereits im Schlafwagen. Ich packte meine Koffer und machte jene sehr umständliche Reise bei trübem Regenwetter. Doch schon am ersten Tage klärte es sich in Freiburg auf, und wir begannen unseren Aufenthalt. Das Wetter war uns günstig, und in bester Laune folgte ein Tag auf den an-

deren. Dann begann ich fortzudrängen, ohne zu wissen, warum. Ich stellte meiner Bekannten vor Augen, daß wir uns so sehr auf den Aufenthalt an der Nordsee gefreut hätten, wir wollten also doch dorthin aufbrechen. Es fiel mir ein, daß ich ihr nach London geschrieben hatte, sie solle keinesfalls nach Süddeutschland gehen. Ich bat, ich versuchte auf Umwegen in eine andere Stadt, in ein anderes Land zu fahren, doch meine Bekannte blieb halsstarrig. Es gefalle ihr so außerordentlich, diese Wochen, abgeschlossen von der anderen Welt, ja gerade vom nördlichen Deutschland, seien für sie von größtem Genuß. Nichts half, wir blieben dort. Und in der Tat, es waren Wochen von jener seltenen Art, die uns mit Menschen beschieden sind, von einem Ausruhen in allem, von einem geheimnisvoll gesteigerten Lebensgefühl und einer unerklärbar tiefen Verbundenheit mit der Welt. Bis eines Tags, nachmittags um drei Uhr, in unser ausgelassenes Lachen ein Telegraphenbote auf dem vom Sonnenlicht grell erleuchteten flachen Dach des Kurhauses erschien. In diesem Augenblick wußte ich Bescheid. Irgend etwas Furchtbares, an das niemand von uns hatte denken können, war geschehen. Während der Bote auf uns zukam, die Depesche in der Hand, sah ich, wie schwarze, unheimliche Schatten um ihn durch die sonnendurchflutete Luft flogen. Er schritt wie ein Bote der Götter. Die Mutter meiner Bekannten war in Berlin schwer erkrankt und, wie mich der Text des Telegramms vermuten ließ, schon nicht mehr am Leben.

Nun gibt es Tode, die sich auf eine so natürliche Weise vollziehen, die als Abschluß eines Lebens nichts Unheimliches an sich haben, und es gibt Tode, deren Sinn wir bei Lebzeiten nicht mehr zu fassen vermögen, Todesfälle, die uns beunruhigen werden, solange wir leben, deren Erinnerung uns stets begleitet, und gegen deren Sinnwidrigkeit wir immer von neuem angehen müssen. In dem Augenblick aber, da ein solcher Tod uns trifft, reißt

er unser Herz bis zu seiner Blöße auf, und wir tauchen unter in einen tränenlosen Jammer und einen Abgrund voll Verzweiflung und Schmerz. Ein solcher aber faßte an jenem Tag das Leben meiner Bekannten an. Sie war zusammengesunken, wie von einem Blitz getroffen. Bevor sie am Abend nach Berlin reiste, versprach ich ihr, in Freiburg zu bleiben, damit sie einen Menschen auf der Erde zu finden wisse, wenn es für sie notwendig werde. In den Wochen, die ich allein dort blieb, sandte ich ihr jeden Abend einen Brief, damit sie den Zusammenhang mit dem Leben nicht verliere, denn ich wußte, welche Folgen der Todesfall für sie und ihr Leben haben konnte. Aus allem, was ich an Kraft, Liebe und Vertrauen zum Leben in mir hatte, sammelte ich die Worte, die zu ihrem Herzen dringen sollten; mein Gefühl umfaßte die Erde und drang vor bis zum Leben der Sterne und hinab in den dunklen Schoß der Erde, daß der Gesang des Lebens die Stimme des Todes übertöne. Vier Wochen wartete ich schon, als sie zurückkam, doch nur, um mir zu sagen, sie habe meine Briefe nur zum Teil gelesen und auch nicht verstanden, sie könne jetzt mit keinem Menschen zusammensein. Sie fuhr mit zwei Koffern, von denen der eine mit Kleidern ihrer toten Mutter vollgefüllt war, daß sie wenigstens aus ihnen noch den letzten Geruch des Lebens der Mutter wahrnehme, nach dem Süden und verlor sich dann ganz aus meinem Leben. Ein Jahr war nach diesem Erlebnis vergangen, als ich mich wiederum auf der Fahrt von Berlin nach Freiburg befand. Ich sollte dort am Abend des nächsten Tages zum erstenmal in das Radio sprechen. Man wird verstehen, daß sich meine Gedanken während der langen Nachtfahrt oft mit dem Ereignis beschäftigten, das mir vor einem Jahr dort zugestoßen war. Für diese Beschäftigung war aber noch ein besonderer Grund gegeben. In Berlin hatte ich mich mit einer Frau getroffen, der ich

einige Wochen nach dem geschilderten Todesfall unter eigenartigen Umständen in Freiburg begegnet war. Kurz nach der Abfahrt von Berlin legte ich mich zu Bett. Ich hatte eine lange Fahrt vor mir. Doch während ich versuchte zu schlafen, tauchten die verschiedensten Bilder in mir empor, Bilder, die alle von jenen Wochen und Monaten sprachen, die dem Tod der Mutter meiner Bekannten gefolgt waren. Sie traten aus mir heraus und gewannen vor meinen Augen ein eigenes Leben, über das ich nicht mehr Herr war, und sie spiegelten mir zunächst den Ablauf des verflossenen Jahres in lichten und heiteren Farben. Am klarsten aber stand mir in dieser Nacht der Tag vor der Seele, an dem ich der Frau, die ich soeben in Berlin verlassen hatte, zum erstenmal begegnet war.

Es war einige Wochen nach der Abreise meiner Bekannten gewesen. Eines Nachmittags war ich in eine kleine Weinstube gegangen. Die einzelnen Tische waren durch niedrige Wände abgeteilt, so daß man fast ungestört das Leben der Straße an sich vorbeiziehen lassen konnte. Ich stand müde und melancholisch dem Leben gegenüber, ich hatte mich zu sehr ausgegeben in dem Kampf gegen den unheimlichen Feind, der, wie ich wußte, meine Bekannte in den Abgrund der Vernichtung stoßen würde. Dieser Kampf war aussichtslos und hoffnungslos beendet, und nichts hätte mir jetzt einen Grund gegeben, noch in Freiburg zu bleiben. Trotzdem blieb ich dort. Ich glaubte vielleicht, daß der fällige Tribut an diese Stadt bezahlt sei, und so kam mir gar nicht der Gedanke an die Möglichkeit einer Abreise. Aber in meine Seele war eine Müdigkeit gedrungen, die einer Lähmung gleichkam, und die manchmal an die Starrheit inneren Todes erinnerte. Das Leben hatte begonnen, mich einzukreisen, und nichts auf der Erde streckte noch eine Hand nach mir aus. In Gedanken versunken, saß ich an jenem Nachmittag in der Weinstube und blickte teilnahmslos

auf die Straße. Es waren noch einige Menschen an anderen Tischen anwesend, deren Stimmen ich hörte wie ein fernes Murmeln, die ich jedoch, auch wenn sie mich interessiert hätten, nicht zu sehen imstande gewesen wäre. Plötzlich spürte ich, daß in einiger Entfernung hinter mir ein Mensch mich betrachtete. Ich wandte meinen Blick nicht um, aber ich spürte, wie eine leise Unruhe in mich eindrang. Hatten mich in all den Wochen nicht Hunderte von Menschen angesehen? Hatte ich nicht Hunderte angesehen, ohne daß aus unseren Blicken ein Zusammenhang menschlicher Nähe sich ergeben hätte? Weshalb spürte ich den Blick dieses Menschen, der hinter mir saß oder stand, und den ich doch gar nicht zu sehen vermochte? Das war es, was mich so plötzlich beunruhigte. Welche geheimnisvollen Kräfte mußte es im Innern der Menschen geben, daß sie, ohne die von der Natur mitgegebenen Organe zu benutzen, die Funktionen dieser Organe mit anderen Stellen des Körpers ausüben konnten? Wohl war mir bekannt, daß aus jeder Zelle der Haut die Natur ein Auge zu bilden vermag, wenn auch nur im Lauf der Entwicklung von Jahrtausenden. In diese Gedanken vertieft, dachte ich nicht mehr an die Blicke des Menschen hinter mir und mußte, ohne daß ich es wußte, meinen Kopf doch langsam hin zu ihm wenden. Ich sah in ein Gesicht, dessen Augen auf meine Hand gerichtet waren. Unverwandt schaute diese Frau auf meine Hand, bis sie ihren Blick fragend, als ob sie mich kenne oder wiedererkenne, zu mir hob. Ich aber hatte diesen Menschen nie gesehen. Ich sah eine Frau mit einer seltsam hohen Stirn, die sich rund nach außen wölbte und nach dem vorspringenden Ansatz von den Haarwurzeln aus sich in seltenem Ebenmaß über zwei großen Augen mit geschweiften Brauen zum Ansatz der Nase rundete. Das Gesicht war ruhig und schön, und um den Mund spielte ein Lächeln, das sich über das ganze Antlitz verteilte. Die Haut des Ge-

sichts war von jener Färbung, die ihr ein stetes Durchblutetsein zu verleihen schien, von jenem leichten bräunlichen Rot, das auf den Stellen gewisser Früchte zu sehen ist, die am stärksten dem Sonnenlicht ausgesetzt sind. Meine Hand zitterte leise. Dann wandte ich mich langsam wieder dem Fenster zu und schaute, seltsam angeführt, auf das Leben der Straße.

Ich hatte das Fenster meines Schlafwagens herabgezogen. Der Zug fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit über eine Ebene, an deren Rand dunkle Massen von Hügelketten lagerten. Ich sah in die Höhe. Der Himmel glänzte von Sternen. Selige Erinnerung, die ich noch einmal durchkostete in dem Zug, der mich wieder nach Freiburg führen sollte. Vor mir tauchten im Geist die beschneiten Höhen des Schwarzwaldes wieder auf, wohin uns einige Tage nach jenem Nachmittag die Bahn geführt hatte. Es war Winter geworden, und die Stadt lag in einem klaren, von Frost bläulichen Licht. Von Titisee fuhr uns ein Schlitten durch die Luft, die wie aus Glas gemacht schien, in ein Bauernhaus, das in der Entfernung von mehreren Stunden hoch in den Bergen lag. Nachmittags begann es zu schneien, und eine undurchsichtige Hülle wob sich um das Haus. Schnee fiel in Wolken, die sich licht zerstäubten, auf die Erde, und schon reichte die Schneedecke bis über den unteren Rand des Fensters. Es schneite den Nachmittag, den Abend und die Nacht, es wurde wie ein Sturm, es schneite weiter den ganzen Tag hindurch, der folgte. Die Zimmer waren angefüllt von einem fahlen Licht. Es schneite, als wolle der Himmel einen Vorhang ziehen vor dem, was sich zwischen zwei Menschen begab.

In der Nacht hatte ich am Fenster gestanden und hatte in die Dunkelheit geschaut, die sich vor mir bewegte. Ich lauschte dem Fallen des niederrieselnden Schnees und sah, wie ein Wall sich um das Haus zu schließen begann. Ich stand fernab von allem, das mir im letzten Jahr

begegnet war, und ich war entrückt jeder bösen und schmerzhaften Erinnerung. Ich hatte mich von der Frau verabschiedet, um allein zu sein, und stand am Fenster vor dem Dunkel der Nacht. Da wurde plötzlich der Schnee im Ausschnitt des Fensters hell, als falle ein Lichtschein von irgendwoher auf ihn ein. Ich wandte mich um. Die Tür des Nebenzimmers hatte sich lautlos geöffnet, und ich sah, wie die Frau sich langsam entkleidete. Das Öffnen der Tür hatte sie nicht bemerkt. Weich floß das Licht der Lampe um ihre Glieder, und sie bewegte sich mit fast gleitenden Schritten durch den Raum, ihre Lider waren halb geschlossen, und mir war, als erlebe ich vor meinen Augen lebendig und sinnlich wahrnehmbar das Bild eines Traumes, den ich vor langen Zeiten einmal geträumt haben mußte. Um ihre Brüste glänzte das Licht und verging. Wie zwei Halbkugeln traten sie aus der Rundung der Schultern hervor. In dieser Stunde, da ich den Traum ahnungsvoller Nächte leibhaft vor meinen Augen Blut und Gestalt annehmen sah, erhob sich in meiner Brust das Gefühl und die Gewißheit einer ewigen Heimat, jener seligen Ruhe, in der die Götter leben und atmen. Von dieser Heimat hatte ich einen Gruß empfangen, der mich mit einem fast schmerzenden Gefühl von Glück erfüllte. Ich sollte es tragen durch den Ablauf vieler Monde hindurch, ja, durch ein gemeinsam verlebtes Jahr bis in die wachen Stunden dieser nächtlichen Fahrt.

Lange stand ich noch am geöffneten Fenster des Wagens und sah in die Nacht. Dem menschlichen Gemüt aber scheint es nicht beschieden zu sein, zu lange in den Erinnerungen und den Gefilden zu verweilen, die es mit einem unsagbaren Trost erfüllen. Ich hatte mich wieder zu Bett gelegt und versuchte zu schlafen. Ich gab mich dem Glauben hin, daß in dem wiedererwachten Gefühl jener Erlebnisse jetzt ein weicher Schlaf auf mich niederfallen werde. Ich lag da mit Augen, die in das Dunkel

vor mir starteten, unbeweglich. Plötzlich wurde ich von einer großen Unruhe befallen. Ruhe, ruhe, mein Herz, dachte ich, ruhe aus in dem, was dir geschenkt war, atme du ruhig weiter in die Zukunft hinein, die vor dir liegt, das Leben ist gut. Ich faßte mit der Hand auf mein Herz, um seinen Schlag zu fühlen. Es klopfte laut gegen die Brust. Und plötzlich zuckte ein Gedanke durch mich hindurch, der mich in noch größere Unruhe warf. Es fiel mir ein, daß ich mich von der Frau heute in Berlin verabschiedet hatte, ohne mit ihr zu verabreden, zu welcher Zeit und an welchem Ort wir uns wiedersehen wollten. Sie hatte mir nur versprochen, daß sie am nächsten Abend zu der Stunde, da ich sprechen würde, mir zuhören und meine Stimme durch den Äther auffangen wolle. Wie hatte dies nur geschehen können? Und ich forschte danach, welcher Grund für diesen Umstand hergeholt werden konnte, diese mir völlig unverständliche Tatsache zu erklären. Denn Liebende nehmen nicht voneinander Abschied, ohne den Ort und die Stunde ihres Wiedersehens fest zu vereinbaren. Meine Gedanken überliefen in wahnsinniger Schnelligkeit das ganze letzte Jahr. Wir hatten es gemeinsam im Süden verbracht, waren nach Deutschland zurückgekehrt, hatten uns in Amsterdam getrennt, sie war nach Berlin zu Freunden gefahren, die mir unbekannt waren, mich hatte eine Arbeit im Rheinland festgehalten, bis ich – dies war der Augenblick, in dem sich mein Inneres mit einem Gefühl von Weh erfüllte, das in den nächsten Stunden der Fahrt meine Brust immer mehr mit Angst und Schmerz übergoß –, bis ich, von einer sinnlosen Unruhe getrieben, eines Abends nach Berlin zu jener Frau geeilt war, vorbereitet darauf, dort eine schlimme Botschaft zu erfahren. Doch nichts hatte sich ereignet, das meinem Gefühl Recht gegeben hätte. Zu dieser Angstfahrt nach Berlin kehrten nun immer wieder meine Gedanken zurück, und so sehr ich versuchte, sie zu verscheuchen, ich

sah sie immer wieder von fern auftauchen wie einen Schwarm schwarzer Vögel, die sich mit lautlosem Flügelschlag auf mein Herz niederließen.

Da öffnete ich abermals das Fenster, daß die kühle Nachtluft mich beruhige. Vergebens. Anstatt die Unruhe zu verlieren, vermehrte sie sich, langsam und unheimlich anwachsend, und eine andere Begebenheit schlug plötzlich in meine Erinnerung ein.

Nachdem ich, von Angst und unerklärbarer Unruhe getrieben, in Berlin angekommen war, hatte ich eines Tages der Frau gegenüber gesessen und, von einer plötzlichen Traurigkeit befallen, hatte ich angefangen zu weinen. Nichts war geschehen, nichts hatte sich ereignet, aber meine Seele war erfüllt von einer Traurigkeit, für die es keine sichtbare Veranlassung gab. Auch noch in dieser Nacht hätte der Gedanke an diese Stunde vorübergehen können, ohne daß er eine besondere Deutung verlangt hätte. Aber meine Freundin hatte in jener Stunde kein einziges Wort gefunden, sie hatte kein Wort, keine Geste menschlichen Verstehens gefunden, sie hatte mit ihrem Blick, als ich den meinen zu ihr erhob...

An diesem Punkt brachen meine Gedanken durch Gott weiß welchen Umstand ab. Vielleicht wollte mein Inneres noch die Einsicht in etwas abbiegen, dem ich nicht ins Gesicht sehen konnte. Der Zug fuhr mit unheimlicher Fahrt. Er hatte den Main schon hinter sich gelassen und eilte nach Süddeutschland hinein. Auf einmal fiel mir ein, daß ich ja am nächsten Abend zu jener Frau sprechen würde, denn sie hatte mir versprochen, meinen Worten zuzuhören, die ich ihr hin durch den Äther zu senden wollte, sie wollte meine Stimme im Weltall suchen und auffangen. In dieser Sekunde – ich weiß nicht, wie es geschah – erinnerte ich mich an ein Erlebnis, das ich in den Wochen gehabt hatte, als ich in Freiburg auf die Rückkehr meiner Bekannten wartete, die zu ihrer toten Mutter gefahren war. Zum erstenmal hatte ich

damals von der Erfindung gehört, die bis zu jenem Zeitpunkt nur einigen Forschern, Spezialisten und wenigen Liebhabern bekannt war. Man könne, so hatte ich erstaunt vernommen, mit Hilfe des elektrischen Stroms Worte und Musik in Ätherwellen verwandeln, die durch geeignete Instrumente an jedem beliebigen Ort der Erde aufgefangen und wieder zum Tönen gebracht werden könnten. Im Hause eines mir bekannten Ingenieurs hatte ich eines Tages einem solchen Versuch beigewohnt. Wir hatten Klappen über die Ohren bekommen, an denen Drähte befestigt waren, die zu Spulen führten, deren Sinn mir jedoch völlig unklar war. Der Ingenieur begann an kleinen runden Knöpfen zu drehen. In der Muschel über meinen Ohren vernahm ich ein Rauschen, und ich bildete mir ein, den Wind des Weltalls zu vernehmen. Dazwischen piff es heulend. Der Äther brachte nur wenige Nachrichten zu uns. Einmal erklangen Töne wie von einer ganz fernen Musik. Sie schwellen an, kamen näher und wurden wieder verschlungen. Zwischen allem ertönten Morsezeichen der verschiedensten Art. Der Ingenieur drehte noch immer an den Knöpfen. Dann hielt er inne, und ich hörte in der Klappe über meinen Ohren immer dasselbe Zeichen. Der Ingenieur hatte mit dem Drehen aufgehört, und ich sah, wie sein Gesicht erstarre und deutliche Zeichen einer großen inneren Erregung trug. Aus dem Gehäuse über meinen Ohren hörte ich nur ein und dasselbe Morsezeichen: kurz–kurz–kurz, lang–lang–lang, kurz–kurz–kurz, piepsend und ohne Unterlaß fiepend immer dasselbe Zeichen: kurz–kurz–kurz, lang–lang–lang, kurz–kurz–kurz. Beunruhigt fragte ich, was dies Zeichen bedeute. »S. O. S.!« stieß der Ingenieur vor sich hin, »Schiff in Seenot! Save our souls! Rettet unsere Seelen!« Deutlich drangen die Hilferufe durch den Äther an unser Ohr bis hinein in unser Zimmer, und ich glaubte die Erregung der Hand zu spüren, die,

weit fort, irgendwo auf der Erde den Ruf in die Ferne sandte.

Diese Erinnerung an meine erste Berührung mit der neuen Erfindung hatte meine Gedanken an die Frau unterbrochen. Rettet unsere Seelen! dachte ich, als sie mit erhöhter Kraft jetzt zurückkehrten. Nein, sie hatte an jenem Tag, da ich weinte, kein Wort gefunden, keiner menschlichen Geste war sie fähig gewesen, ihre Augen hatten über meinen Blick hinweggesehen in eine ferne, fremde Weite, zu der es keine Verbindung mehr für mich gab, sie hatte ihren Blick in eine Welt gerichtet, die nur noch für sie existierte, und die mich nichts mehr anging. In dieser Stunde meiner Fahrt nach Freiburg erkannte ich, daß wir den Höhepunkt unserer Liebe überschritten hatten, und daß dies Geschehen in uns sich zu senken begann. War der Zwischenraum, war der Abstand voneinander schon größer, als ich in diesem Augenblick annahm? Hatte ich denn gelebt wie einer, der nichts mehr von dem erkennt, was sich um ihn begibt? Ich wußte es nicht. Nur das eine wußte ich, daß eine jener Stimmungen mich in Besitz genommen hatte, die unsere Seelen befallen, wenn sie kommende böse Ereignisse voraussieht, die noch nicht an die Klarheit unseres Verstandes heranreichen. Erfüllt von diesem Vorschmerz, fiel ich endlich in Schlaf. Im Traum sah ich eine Stadt, am Fuße blauschwarzer Berge gelegen. Die Stadt kam mir bekannt vor, doch ich vermochte sie nicht zu erkennen. Aus dem Meer der Dächer stieg ein hoher, gotischer Turm aus rötlichem Sandstein in die Höhe. Die Stadt lag in hellem Licht. Doch über ihr türmten sich schwarze Gewitterwolken, von fahlen Blitzen durchzogen. Die Wolken ergossen keinen Regen auf die Dächer der Stadt, sie schienen von einem bösen Wind zueinander und voneinander hin- und weggedrängt zu werden und boten den Anblick eines unheimlichen Kampfes. Gegen Morgen wurde ich durch ein Klopfen an die

Tür meines Wagens geweckt. In einer Stunde war ich am Ziel meiner Reise.

Nach meiner Ankunft in Freiburg erging es mir, wie es oft im Leben zu geschehen pflegt. Nach der übertriebenen Anspannung meiner Gedanken und Empfindungen während meiner nächtlichen Fahrt trat eine Stille und eine Ruhe in mir ein, die mich mit einem eigenartigen Wohlgefühl erfüllte. Die Vorstellungen und Bilder, die noch in der Nacht mein Gehirn und mein Herz zermartert hatten, waren wie ein böser Spuk hinweggeblasen. Ich glaubte, schlecht geträumt zu haben, und das Leben lag wieder klar und heiter vor meinen Augen, und wenn ich an die Zukunft dachte, stieg ein helles, mildes Licht in mir empor. Dachte ich in kurzen Augenblicken an die Vorgänge, die mir ein Verblassen unserer Liebe vorgegaukelt hatten, so erschienen sie mir jetzt wie Ausgeburteten einer überreizten Phantasie. Ich hatte ganz vergessen, daß das Leben bevorstehende große Veränderungen durch kaum wahrnehmbare Zeichen anzukündigen pflegt.

Schon eine Stunde vor Beginn meines Sprechens begab ich mich zum Gebäude der Postdirektion, in der sich die Sendestelle befand. Ein Lift führte mich sausend in die Höhe, und ich nahm in einem Wartezimmer Platz. Als ich allein dort oben saß, fiel mir ein, daß ich schon in einer Stunde mit meiner Freundin sprechen würde, denn sie hatte mir versprochen, meiner Stimme zuzuhören, um auf diese Weise mit mir vereint zu sein. Und würde ich auch nicht unmittelbar mit ihr reden können, so würde doch meine Stimme bis zu ihr dringen, und sie würde sie hören. Da, mit einemmal, befahl mich wieder dieselbe Unruhe, die ich des Nachts gespürt hatte. Den ganzen Tag über war sie ferngeblieben, jetzt drang sie wieder durch alle Poren in mich ein, und mit jedem Atemzug, den ich tat, schien ich sie aus der Luft in mich einzuatmen. War es der Gedanke an meine Freundin? Ich wußte es nicht. Aber war es nicht besser, jetzt, in

diesem Augenblick wenigstens, die Stimme meiner Freundin zu hören, als dem Äther zu vertrauen, daß er meine Stimme bis zu ihr führe? So kam mir der Gedanke, an sie nach Berlin zu telephonieren. Ich hatte noch eine Stunde Zeit bis zum Anfang meines Vortrags. Als ich die Verbindung hergestellt hatte, erhielt ich durch das Hotel die Auskunft, meine Freundin sei abgereist, man wisse nicht wohin. Hatte sie mir denn nicht gesagt, sie wolle mich hören, hin durch den Äther meine Stimme vernehmen? Unmöglich, es mußte ein Irrtum walten. Erregt ging ich im Zimmer hin und her, und es erging mir, wie es Menschen ergeht, die in einer großen Bestürzung ihre Gedanken nicht zu einer Klarheit zu ordnen vermögen. In meinem Kopf tauchte ein Gedanke auf, der nicht zu Ende gedacht wurde, denn schon stieß aus einer anderen Richtung ein zweiter vor und wurde von einem neuen verdrängt. Hatte mir meine Freundin nichts von einer Abreise gesagt? Mir war, als habe sie mir davon gesprochen. Doch nein, nicht sie war es gewesen. Ich hatte in Berlin in ihrer Gesellschaft oft einen Menschen getroffen, der mir als einziger unter ihren Bekannten und Freunden aufgefallen war. Ich hatte mich zu ihm auf seltsame Weise hingezogen gefühlt. Eines Tags hatte ich ihn durch meine Freundin kennengelernt. Er ritt das Turnier in Berlin mit, das in den letzten Tagen meines Aufenthalts dort veranstaltet wurde. Und er hatte mir am Abend meiner Abreise gesagt, er müsse am folgenden Tage Berlin verlassen. Bestand zwischen ihm und meiner Freundin irgendeine Verbindung?

Ich fand keine Zeit, diesem Gedanken nachzugehen, denn in diesem Augenblick trat ein Herr in das Zimmer. Er trug einen schwarzen Anzug. Mein Blick fiel auf diesen schwarzen Anzug, mit langen grauen Streifen in der Hose, und auf diesen Rock, der in langen Schößen bis zur Höhe der Knie herunterhing. Seine Füße steckten in glänzenden schwarzen Lackschuhen, sein Gesicht war

von blasser Farbe und trug einen ernsten und feierlichen Ausdruck. Der Herr sprach kein Wort zu mir. Er verbeugte sich ein wenig und winkte mir mit der Hand, ihm zu folgen. Wir schritten durch einige leere Zimmer, ich immer ein paar Schritte hinter ihm, bis wir zu einem kleinen Raum gelangten, dessen Tür der Herr fest hinter sich verschloß.

Der Raum, in dem wir uns jetzt befanden, war eigentlich kein Zimmer einer menschlichen Wohnung. Die Wände, der Fußboden, die Decke waren mit großen Matratzen von einem lichtlosen, stumpfen Grau ausgeschlagen. Jeder Schmuck war aus diesem Raum verbannt. Kein Bild hing an den Wänden, kein Sessel stand da, und auf den Fußboden trat man wie auf Watte. Der Herr legte seinen Zeigefinger auf den Mund, um mir zu bedeuten, ruhig zu bleiben. Nur ein kleiner Tisch stand da, auf dem ein viereckiger Kasten stand, zu dem viele Drähte führten. Dies dort sei die Membrane, flüsterte der Herr, und wies auf irgendeinen Punkt des kleinen Kastens auf dem Tisch, gegen sie müsse ich ansprechen. Dann aber begann der stumme Herr plötzlich laut in dem Zimmer zu sprechen. Ich sah ihn verduzt an. Aber er sprach gar nicht mit mir. Er stand da, leicht vorgebeugt, und las, zu der Membrane gewandt, von einem kleinen Zettel, den er in der Hand hielt, etwas ab, und ich hörte, daß er dabei meinen Namen nannte. Der Herr bewegte seinen Kopf, als spräche er zu jemandem, den ich aber nicht zu sehen vermochte, und sein Gesicht hatte ein Mienenspiel, als rede er zu einem großen Auditorium. Dann machte er eine leichte Verbeugung zu dem Kasten, als wolle er sich verabschieden, auf einmal trat er zurück und winkte mir. Ich trat vor und öffnete den Mund zu meinem ersten Gedicht, das ich sprechen wollte.

In demselben Augenblick, da meine Stimme den Mund verlassen wollte, wurde sie mir von irgendwoher fortgeschlagen. Ich schaute mich um. Der Herr hatte das Zim-

mer verlassen, und ich war ganz allein in dem Raum. Aber wo war das Publikum? Ich hatte es mir doch hundertmal vorher klargemacht, daß ich zu einem imaginären Auditorium sprechen würde. Ich nahm mich also zusammen und begann von neuem. Aber meine Stimme hatte keinen Ton. Irgend etwas nahm ihr jede Kraft, jeden Klang, sobald sie meinen Mund verlassen hatte. Was würde meine Freundin dazu sagen? Nie würde meine Stimme die Entfernung bis Berlin überwinden, sie mußte sich im Weltraum verlieren. Hörten denn überhaupt Menschen mir in dieser Stunde zu? Gab es überhaupt noch ein Publikum für einen, der Gedichte vor sich hinsprach oder sang und versuchte, ein menschliches Herz zu erreichen und zu berühren? Und saß da irgendwo in der Welt ein Mensch, den dies noch interessierte, und saß irgendwo meine Freundin: diese Stimme trug meine Worte nicht zu ihnen, kein Mensch würde mich hören, und wenn ich noch so verzweifelte Gebärden und Bewegungen in dem Zimmer machte.

Als ich geendet hatte, war Totenstille um mich her. Wo war meine Freundin in diesem Augenblick, und aus welchem Grund hatte sie mich nicht zur Bahn begleitet und eine Verabredung mit mir getroffen, wo wir uns wiedersehen würden? Das Hotel hatte mir gesagt, sie sei abgereist. Was sollte ich da noch hier? Nur ihretwegen stand ich vor diesem Tisch und machte meinen Mund auf, um sie zu erreichen. Weshalb war ich nicht in Berlin geblieben? Welche böse Hand hatte mich hierhingelenkt? War es nicht tausendmal schöner, und wäre es nicht hundertmal wichtiger gewesen, bei ihr geblieben zu sein? Doch jetzt spürte ich sie. Deutlich drang es aus der Ferne zu mir. Ich wußte, daß sie meiner Stimme zuhörte, und ich suchte nach einem Gedicht, das ich ihr zusprechen konnte. Ich mußte eines wählen, daß sie durch die Worte des Gedichts hindurch mich erkenne und wisse, was in mir vorging.

Das Gedicht handelte von einer Hetzjagd auf einen Keiler. Herren und Damen reiten ihn zu Tode, hetzen ihn, bis er abgestochen wird. Und das Gedicht schließt mit einem Vergleich des menschlichen Lebens. Wurden nicht auch wir gejagt von Dämonen, die uns zu ihrem Zeitvertreib vor sich herhetzen? Bis wir umfielen und vergebens um Schonung baten. Dies Gedicht sollte sie in dieser Stunde hören. Meine Freundin wußte, unter welch unseligen Umständen ich das Gedicht geschrieben hatte. Ich hatte ihr das alles erzählt. Was hatte ich ihr nicht erzählt? Ich hatte mein Leben vor ihr ausgebreitet, und es hatte keine Scheu zwischen uns gegeben. Alles das würde ihr einfallen, wenn sie jetzt dieses Gedicht hörte, und sie würde sich meiner erinnern, und sie würde meine Stimme, die zu ihr schwebte, auffangen.

Als ich das Gedicht zu Ende gesprochen hatte, hörte ich in die Stille um mich her. Ich hob meinen Kopf lauschend in die Luft und schloß die Augen. Es kam keine Antwort. Ich stand regungslos und fühlte mit meiner Stirn in die Welt hinein. Während ich so mit geschlossenen Augen mich durch den Äther fühlte, hob sich vor meinem Blick ganz in der Ferne dies Bild in die Höhe. Ich sah meine Freundin, wie sie an dem Nachmittag vor mir saß und meine Traurigkeit gesehen hatte. Wie aus fernem Nebel hob sich ihr Gesicht in die Höhe, und ich sah wieder den Blick, mit dem sie über mich hinweggesehen hatte. Als ich die Augen öffnete, stand ich vor dem Tisch, und vor mir stand ein kleiner schwarzer Apparat. In dem Zimmer war eine unerträgliche Hitze entstanden, die mir an der Kehle würgte. Ich riß mir den Kragen auf. Was sollte ich hier, da keine Antwort kam auf meine Frage, da mich nichts mehr berührte? Ich zog meine Uhr. Es war sieben Minuten nach acht Uhr. Ich sprach jetzt sieben Minuten.

Das war der Augenblick, da mich ein entsetzlicher Gedanke traf, der Gedanke, der der Grund meiner ganzen

Unruhe gewesen war, schon jener angstvollen Unruhe, die mich eines Abends scheinbar grundlos nach Berlin hatte aufbrechen lassen, einer Unruhe, die mich in der letzten Nacht genarrt hatte, der Gedanke, der sich nicht aus meiner Seele herausgewagt und mich doch bis zum Rand mit Traurigkeit angefüllt hatte, und dieser Gedanke traf mich mit einer solchen Gewalt, daß ich wie betäubt meine Hände nach dem Tisch vor mir ausstreckte, um mich zu stützen. Meine Freundin verleugnete in dieser Sekunde das Jahr unserer Liebe.

Jeder menschliche Gedanke, wenn er reif dazu ist, gedacht zu werden, hat den Hang, irgendwo auf der Welt Fleisch und Blut anzunehmen, und wer sagte mir, daß es nicht meine Freundin war, die ihn, der blutlos aus dem Nichts von mir hergeholt war, jetzt schon mit Leben erfüllte? Kaum aber hatte die Möglichkeit dieses Geschehens mich erfaßt, als es mir auch schon zur Gewißheit wurde. Sie saß mit jenem Menschen, den ich immer bei ihr gesehen hatte, in dieser Stunde zusammen und hörte mir zu. Sie neigte ihr Gefühl diesem Menschen zu. Von dieser Erkenntnis befallen, wurde ich ruhig. Ich überlegte, was ich jetzt tun konnte. Nein, meine Freundin konnte dies letzte Jahr nicht verleugnen, und hatte sie alles vergessen, ich mußte versuchen, es ihr aus der Vergessenheit emporzuheben.

Ich sah meine Situation plötzlich mit jener Klarheit und Schärfe, die unser Inneres in uns erzeugt, um ein Gegengewicht gegen eine plötzlich auftauchende Gefahr zu haben, die uns sonst zusammenstürzen lassen würde. In einer Entfernung von achthundert Kilometern sitzt meine Freundin, und ich, durch dieselbe Entfernung von ihr getrennt, stehe in diesem Zimmer. Ich blicke um mich. Von diesem Zimmer führt kein Weg in die Außenwelt. Abgeschnitten von ihr, sah ich mich ganz allein. Kein Mensch war um mich, nur mein Herz klopfte laut, nein, kein Kanal führte noch nach außen. Eingeschlossen in

diese Wände, ohne jede Möglichkeit zu anderem, erkannte ich, daß ich in dieser Stunde nur eine einzige Möglichkeit hatte, meine Freundin zu erreichen: meine Stimme. Sie allein konnte ich zu ihr senden, daß sie ihr Herz noch berühre, nur sie allein konnte sich als meine einzige Waffe gegen den Mann an ihrer Seite richten, sie allein war das Instrument meiner Liebe.

Ich öffnete meinen Mund. Schweiß stand auf meiner Stirn. Ein Gedicht her! Ein Gedicht her! Mit einem menschlichen Wort darin, so angefüllt von der Glut des Lebens und der Liebe, daß es im Augenblick der Gefahr das Leben retten kann. Welches Gedicht sollte ich ihr sagen? Eines, das den Titel trug »An die Geliebte«? Aber sie wußte ja, daß es nicht auf sie geschrieben war, daß es einer Toten galt. Die Pause, die in meinem Sprechen entstanden war, zwang mich zu reden, und ich öffnete den Mund und sprach das Gedicht »An die Geliebte«. Ich sprach es mit müder Stimme, mechanisch, mit jener Betonung, die uns ein häufig gesprochenes Gedicht verleiht, und während ich sprach, lief genau neben den Worten eine Geschichte in meinen Gedanken mit, die mir ein Freund im Süden erzählt hatte. Dies war ihr Inhalt: Ein Mann liebte eine sehr schöne Frau. Auch sie sagte, sie liebe ihn. Aber der Mann erfuhr ihre Untreue. An einem Tag, mitten im Sommer, als sie zusammensaßen mitten im Sonnenlicht, nahm er ein Messer. Der Mann tötete die Frau nicht, aber er brachte ihr zwei Schnitte durch das Gesicht bei, die quer über die Wangen liefen und die Frau für alle Zeiten entstellten. Ein solcher Schnitt fuhr in dieser Sekunde durch die Worte des Gedichtes, das ich sprach, und fuhr durch alle Gedichte, die ich je geschrieben. Nein, es war sinnlos, mit einem Gedicht zu versuchen, die Angst meines Herzens auszudrücken, es mußte etwas anderes geben, das sie zu berühren imstande war.

In diesem Augenblick war ich versucht, nur das eine Wort meiner Freundin zuzurufen, die wenigen Worte, die wir liebend dem geliebten Menschen sagen. Oft hatte sie mich wie in Spielerei, oft mit ernster Stimme und im Tonfall traurigen Vorwurfs darum gebeten. Ich hatte es ihr stets abgeschlagen. In dieser Stunde aber sagte ich es ihr, laut, ruhig und ernst. Ich nahm irgendein Gedicht her und sagte, gegen die Membrane gewandt: Ich spreche jetzt das Gedicht »Ich liebe dich«. Meine Freundin wußte, daß ich nie ein Gedicht geschrieben hatte, das diesen Titel trug. Sie würde daher genau wissen, was es bedeutete.

Nachdem die Luft meine Liebeserklärung aufgenommen hatte, was blieb mir da noch übrig, als noch andere Gedichte zu sprechen! Und wenn kein Wort, das ich je geschrieben hatte, in dieser Stunde einen Sinn für sie haben konnte, so konnte ich sie mit ihren eigenen Worten, ihren eigenen Gedichten anrühren und festhalten. Und so sprach ich nicht mehr meine Gedichte, ich sprach die ihrigen, Gedichte, die sie aus ihrem Erleben ihrer Liebe zu mir auf mich geschrieben hatte. Alle Tage, alle Nächte, das eine lange Jahr mußten vor ihr auftauchen, jede Stunde mußte beginnen zu schlagen, um alle Wege, die wir gegangen waren, mußte es wieder beginnen zu blühen. So begann ich das Gedicht: Ich spreche jetzt das Gedicht »Südliche Nacht«.

Ein heißer Wind wird wach im Myrtenhain.  
Das Meer rauscht dunkel aus der blauen Tiefe.  
Die Insel schläft im fahlen Sternenschein...

Bis zu dieser Zeile war ich vorgedrungen, und mein Inneres glättete sich für einen kurzen Augenblick. Aber schon fühlte ich die nächsten Zeilen, und ich erstarrte:

Und wenn ich jetzt auch deinen Namen rief –  
du hörst es nicht. Das Feuer stirbt im Wind.

Unwiderrufflich gehn versehnte Stunden  
wie Sand, der ewig durch die Uhren rinnt,  
an des Gesetzes Starrheit fürchterlich gebunden.

Ich vermochte nicht, das Gedicht bis zu seinem Ende zu sprechen. Meine Freundin hatte es mir oft gesagt. Nie war mir etwas Besonderes an ihm aufgefallen. Jetzt aber sah ich, daß sich ihre Liebe in mir nicht erfüllt hatte. »Und wenn ich jetzt auch deinen Namen rief, du hörst es nicht...« Nein, ich hatte nicht gehört, daß sie mich gerufen hatte, hatte den Blick ihrer Augen nicht verstanden und erkannt. Sie war ohne Antwort geblieben. Ich erinnerte mich genau des Tags, da sie mir dies Gedicht zum erstenmal vorgelesen hatte. Ich hatte es ruhig angehört, und nichts hatte ich gespürt. Ich hatte meinen Arm nicht um sie gelegt, kein menschliches Wort, keine Gebärde war aus mir herausgewachsen, zu ihr hin. Noch einmal sagte ich die Worte vor mich hin: »Und wenn ich jetzt auch deinen Namen rief...«

Sollte ich jetzt alle Hemmungen fallenlassen und auf die Membrane losreden, daß es mir leid tue, so gehandelt zu haben, im Grunde seien unsere Seelen doch vereinigt gewesen, und was ich sonst hätte sagen können? Da fiel mir eine Strophe eines ihrer Gedichte ein. In ihr sprach sie von dem, was menschlichem Mund sonst unaussprechbar ist. Einmal mußte sie vor mir auf den Knien gelegen haben, und war es nicht in der Wirklichkeit gewesen, in ihrer Phantasie hatte sie es getan. Die Erinnerung daran mußte ihr Herz von den Toten erwecken, und aus dem Ton meiner Stimme mußte sie hören, wie entsetzlich ich litt. Und ich öffnete den Mund zu dieser Strophe:

Selbst wenn du schläfst, auf deinen Zügen ruht  
dein Wesen mir beglückend hingebreitet,  
daß meine Inbrunst mich zu tun verleitet,  
was nur Geschöpf vor seinem Schöpfer tut.

Konnte es noch eine reinere Sprache der Seele geben als diese Worte, die jetzt aus meinem Mund sich auf lautlosen Fittichen in die Lüfte erhoben und über Wälder und Ebenen, Gebirge und schlafende Städte hinweg zu ihrem Mund zurückkehrten? Gab es für den, der sie geschrieben hatte, und der sie dem Menschen, den er liebte, mit seinem Munde zugesprochen und zugeküßt hatte, gab es für den noch ein Zurück? Aber, mein Gott, dachte ich, hatte ich nicht noch vor ein paar Minuten erlebt, wie jedes menschliche Gefühl sich in einem Gedicht entstellte? War nicht alles, was ein Gedicht widerspiegelte, falsch und unecht geworden durch diese Form der Bewußtwerdung? Lag nicht alles, was aus dem Mund der Dichter kommt, und war nicht jede einfache Gebärde voller von Spannung des Gefühls, ein Händedruck, eine Träne, ein bebendes Gesicht?

Ich hatte längst alles um mich her vergessen. Nur den Atem dieser Stadt, zu der ich hingefahren war, fühlte ich mich anwehen. Weshalb war ich hierhingefahren, wo mir noch stets ein Verhängnis nahte? Ich fühlte, wie es über meinem Scheitel stand. In diesem Augenblick trat aus der Kulisse der Wand lautlos der Herr in dem schwarzen Anzug. Er schritt auf mich zu. Schritt er nicht wie jener Depeschbote auf die Sommerterrasse, nur in anderer Verkleidung? Lächelnd kam der Herr auf mich zu, neigte seinen Mund an mein Ohr und flüsterte: »Sie haben nur noch drei Minuten.«

Da griff ich in meiner Verzweiflung zu dem letzten, was ich noch tun konnte. Meine Freundin hatte mir einmal ein Gedicht gesagt, das sie nach jenem Tag geschrieben hatte, von dem ich geglaubt, daß er uns für immer verbinde. Sie hatte das Gedicht nie niedergeschrieben. Mit ihrer Stimme nur hatte sie es mir gesagt und ins Herz geschrieben. Sie hatte mich gebeten, dies Gedicht zu vergessen, denn das, was sie in diesen Worten sage, dürfe nie niedergeschrieben werden, es könne nur ein einziges

Mal von ihrem Mund zu mir ausgesprochen werden, denn sie würde sich schämen, wenn ein Mensch es je erfahren werde. Mein Herz aber hatte ihre Worte aufgefangen, und mein Gedächtnis hatte sie bewahrt. Jetzt würde ich es ihr sagen. Es war das letzte Mittel, sie vor dem zu bewahren, was mir die Zukunft einstoßen würde, diese Zukunft, von ihr mit hundert Schwüren beschworen und täglich durch ihre Liebe bewiesen und besiegelt. So sprach ich dies Gedicht, dem sie meinen Namen gegeben hatte:

Bist du wie ich von Schmerzen so beladen,  
daß jedes Tages glanzbekrönter Gang  
dich ewig nur zu felsigen Gestaden  
emporwirft wie die Woge ihren Sang?

Und kannst doch lachen in gelösten Klängen,  
daß mir dein herber Mund entgegenblüht,  
wie auf der Berge nachterstarrten Hängen  
das erste Licht der frühen Sonne glüht?

Kannst du noch glauben an das Wunderbare,  
daß erst von Mensch zu Mensch Verständnis wirkt?  
Und siehst doch nicht das Schimmern meiner Haare,  
nicht meinen Blick, der nichts mehr dir verbirgt,

dem deine Züge tief sich eingegraben,  
der jede Ader deiner Schläfe kennt?  
Du willst die Einsamkeit der Ärmsten haben  
und weißt doch, daß die Sehnsucht dich verbrennt,

daß endlich dir aus all den Menschenfrauen  
die eine naht, die dich erlösen kann,  
die dir den Sommerduft der bunten Auen  
hingeschüttet in dein Herz und scheucht den Wahn,

du müssest einsam und verstoßen wandern,  
die dir das Licht in goldnen Schalen bringt,  
daß endlich auch zu dir wie zu den andern  
die Festlichkeit der heitern Tage dringt.

Ich hatte geendet. Der schwarze Herr schob mich bei-  
seite, verbeugte sich leicht vor dem kleinen Kasten und  
sprach einige Worte, die ich nicht mehr mit anhörte.  
Ich war die Treppe hinuntergelaufen und hatte nur noch  
den einen Gedanken: Fort von dieser Stadt, fort, weit  
weg! Diesmal sollte mich nichts hierhalten. Zu oft hatte  
ich Unglück über meine Freunde und mich hier herab-  
fallen sehen. Noch in derselben Nacht reiste ich ab.  
Und doch: Es waren noch nicht zwei Wochen vergan-  
gen, als alle Spieler dieses geschilderten Geschehens wie  
unter einem magischen Bann dorthin zurückkehrten und  
sich zusammenfanden, um endgültig die Klärung oder  
Abrechnung herbeizuführen, die sich in jener Nachtfahrt  
und bei meinem Vortrag vorbereitet hatte. Wir gingen  
nach verschiedenen Seiten der Welt auseinander, die eine  
ging nach rechts, ich ging nach links, doch mit einer  
kleinen Drehung, so daß wir uns auch dann nicht begeg-  
nen konnten, wenn wir die ganze Welt umwanderten.

1927

In Winkel am Rhein  
Das Grabmal der Günderode  
und das Haus Brentano

Am 13. Juli d. J. fuhren wir unter dem leuchtenden Sonnenazur den Rhein stromaufwärts nach Winkel, um am Grab der Dichterin Caroline von Günderode den Kranz niederzulegen, den ihr zum Gedächtnis rheinische Dichter an dem von ihnen erneuerten Grabmal schenkten. Viel ist in der Öffentlichkeit von dem geschrieben, was wir in Koblenz bei der zweiten Zusammenkunft der rheinischen Dichter dem Gewissen unsrer Zeit vorgelegt hatten. Von jener stillen und ergreifenden Feier am Grabmal zu Winkel nahm die Öffentlichkeit keine Notiz, da sie jeder äußern Sensation entbehrte. Aber niemand von uns hat sich des Gefühls tiefsten Ergriffenseins erwehren können, als wir unter dem strahlendsten Firmament vor dem Grab eines leidenschaftlichen Herzens standen, das sich langsam in Liebe verzehrte, bis es, um in eine neue Form des Daseins bewußt und willensmäßig überzugehen, sich in den Weiden an den Ufern des Rheins in Winkel den Dolch in das Herz stieß.

Bestürzt standen wir vor der Inschrift ihres Grabes, die sie sich selbst wählte, dieser Inschrift, auf der sich die Buchstaben anordneten zu einem Abschiedsgruß an das Leben und alles Lebendige, an die rauschenden Wälder, an die ziehenden weißen Segler der Lüfte, Pans selige Wolkenflotte, an den wehenden Wind und den fließenden Strom. Wir standen bestürzt, da wir diesen wehesten aller Abschiedsgrüße lasen, den ein menschliches Herz zu ersinnen vermag, denn alles Lebendige wird in ihm begrüßt, nur nicht der Mensch:

»Erde, du meine Mutter, du mein Ernährer, der Luft-  
hauch, heiliges Feuer, mir Freund, und du, der Berg-  
strom, und mein Vater, der Äther: Ich sage euch allen  
mit Ehrfurcht freundlichen Dank! – Mit euch hab' ich  
hienieden gelebt und gehe zur andern Welt, euch gern  
verlassend. Lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater  
und Mutter, lebt wohl!«

\*

Durch das schwarze Gitter des Grabes leuchteten weiße  
Lilien, und als es mich in dieser Stunde wie ein Hauch  
der Ewigkeit anfuhr, gedachte ich des Spruches des persi-  
schen Dichters: »Ach, könnten wir nach hunderttausend  
Jahren wie grünes Gras vom Boden auferstehen.« Das  
Evangelium der Natur kündete sich in unsterblicher  
Sprache, da über uns am Himmel die Sonne ihre Flam-  
menbahn zog. Mit Millionen glühender Zungen sangen  
die Bäume. Das Buch der Natur war vor uns aufge-  
schlagen, und wieder wartet ein Jahrhundert bebend und  
voller Erwartung auf den, der es hindurchführe, wie  
einer es tat vor einem Jahrhundert, einer der Lieblinge  
der Natur. Es geschah, daß eine Gnade des Schicksals  
diesen Tag zu einem der heitersten fügte, die in diesem  
Sommer über den Rhein aufzogen, heiter, weil er uns  
hinführte zur ewigen Sprache des Dichters. Wir betraten  
die Erde, auf der Goethe gestanden hatte, wir standen  
vor seinem Bett, von dem er die Sonne erblickte, wenn  
sie morgens auf Flammenflügeln zur ewigen Runde em-  
porstieg. Wie es ein unsäglich seliges Glück bedeutet, zu  
denken, daß dasselbe Gestirn, ein rotaufsteigender  
Mond, vom geliebten Menschen, der fern weilt, erschaut  
wird, daß es dieselbe Glut ist, die er niederschüttet auf  
sie wie auf mich, so vereinten uns ewige Zeichen der Na-  
tur mit der Gestalt seines Lebens.

Wir hörten dieselben Bäume rauschen, in die der Wind  
flog, der über sie dahingestrichen war, wir aßen die Man-

deln von demselben Baum, der sie ihm schon gespendet, die Trauben des Weinstocks, von dem er sie gepflückt hatte. Über uns knatterten dieselben Kastanienblätter wie Palmen des Südens, der Äther war noch derselbe, die Wolken, der Wind, der blinkende Strom, die Rosenfelder des Gartens, Weinlauben und die ewige Sonne.

\*

Das Haus Brentano wurde am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts erbaut und trägt den Stil seines Jahrhunderts. Von der Lindengasse treten wir ein in eine kleine Halle, von der das weiße Treppenhaus in die obere Räume führt. Hier liegen die beiden Zimmer, die Goethe bewohnte. Nichts ist verändert. Dieselbe Tapete, die ruhigen grünen Vorhänge, Kommode und Arbeitstisch. An der Wand hängt eine von Goethes Hand bunt kolorierte Lithographie mit der Ansicht seiner Vaterstadt Frankfurt. Darunter die von Goethe niedergeschriebenen Worte:

»Wasserfülle, Landesgröße,  
heitern Himmel, frohe Bahn!  
Diese Wolken, diese Flöße  
landen auch in Winkel an.«

Frohes Staunen befällt uns beim Lesen dieser Worte. Hier ist das ausgesprochen, was in seinem tiefsten Kern seiner eignen Zeit bedeutungslos erschien, was aber ein Jahrhundert später zu wirklichem Leben erblühen sollte. Denn heute hat sich, im Gegensatz zu Goethes Jahrhundert, im Gegensatz zum Lebensgefühl der Romantik, in einer Reihe rheinischer Menschen eine neue Idee in das Bewußtsein gehoben, die gewaltige Straße des Rheins als eine große Einheit, als ein riesiges Kraftzentrum aufzufassen, und da, wo der Rhein dem Romantikern zum Anlaß wurde, Natur schwärmend zu genießen und aus diesem schwärmerischen Gefühl zu einem Weltgefühl

sich zu verdichten, schauen wir schon die Wirklichkeit des Rheins in seiner ganzen Ausdehnung, und diese Wolken, diese Flöße landen heute in Basel an, von Basel fliegend und ziehend den Rhein stromabwärts bis Duisburg, und hin über sein Delta bis Antwerpen, Rotterdam und Emden.

Von Goethes Zimmern gehen wir durch den Hauptraum des Hauses, der den Mittelpunkt des geselligen, gesellschaftlichen Lebens darstellte. Satte Farben in Rot umhüllen ihn und verdichten sich in den golddurchwirkten Sesseln zu einem tiefen Purpur. An den Wänden hängen die von Stieler gemalten Bilder der Gastfreunde Goethes, des Frankfurter Handelsherrn Franz von Brentano und seiner Frau Antonie. Das Anschauen solcher Räume, die ein Jahrhundert in sicherem Stilgefühl schuf, läßt uns neidvoll auf die Formgebung dieses Jahrhunderts schauen, aus unsrer Zeit heraus, die sich erst langsam wieder die Sicherheit eines einheitlichen Stils zu bilden versucht. Doch dies zurückschauende Empfinden wird gestört, da wir bemerken, daß es uns nur das Glück einer ausruhenden Minute schenkt, aber unserm heutigen Leben und Lebensgefühl ferngerückt ist und uns nicht mehr unmittelbar angeht.

Die Treppe eilen wir hinunter und treten durch eine große Tür in den hintern Hof. Jetzt schlägt unser Herz wieder lebendig, denn es spürt plötzlich um sich ein lebendiges Atmen. Bunte Bäume stehen da. Granatbäume mit leuchtend roten Blüten, Feigenbäume, auf denen die Früchte des Südens reifen, Mandeln, Pfirsiche, aus Persien hierher verpflanzt. Wahrlich: »Hier genieß' die frischen Mandeln, und der Wein wird wieder schmecken!« Vor uns stehen auf einem erhöhten Rondell acht große Kastanienbäume, die, oben flach beschnitten, das schönste grüne Sommerlusthaus bilden, das sich die Phantasie nur erträumen kann. Dahinter stehen Rosenbeete, nein, Rosenfelder, die in hundertzähligen Farben im Licht der

Sonne funkeln. Weinlauben führen weiter, und man braucht nur die Hand zu heben, um die Trauben zu brechen. Dieser Garten ist wie ein Wohnhaus der Natur. Es fallen einem Gärten ein, südliche Gärten auf Capri, mit den Wundern ihrer Farben und Schönheiten, und man steht beglückt, solche Gärten, die uns im Süden die Sinne verwirren, hier wiederzufinden, ebenso stark in ihrer Schönheit, ebenso duftend und voll desselben Lichts, umschimmert von dem Glanz eines funkelnden Äthers, nur gebändigter als jene Gärten des Südens, nur geformter in jener Einheit, in der sich reichste Natur in grenzenloser Freiheit mit menschlichem ordnenden Geist vermählte. An jenem Tisch saß Goethe, lesend, arbeitend, und über die geformte Natur des Gartens ging ein Blick hin über die Rosen zu den Weinreben, die sich unmittelbar an den Garten anschließen und selbst in die Natur einmünden.

\*

Noch hängt auf dem Boden des Brentanohauses in Winkel die wachstuchbezogene Schaukel, auf der Bettina von Arnim von Goethe durch die Luft gezogen wurde. In dies Haus kehrten die Romantiker ein, von ihm zog Bettina aus, den Johannisberg zu besteigen und sich auf einem Felsenbett schwärmerisch dem All zu vermählen oder des Nachts den Landleuten der Umgebung Homers Heldengesänge vorzulesen. Nachts beugte sie sich aus dem Fenster ihres Zimmers und nahm das volle Laub des Weinstocks, der an ihrem Fenster hinaufwächst, in den Arm. »Keinem Lebendigen hätte ich den Augenblick dieser Liebe gegönnt.«

Es war die Natur in einer ihrer schönsten Formen, die die Romantiker anzog. Wahrlich, dies Land ist in seiner Satttheit eines der schönsten und herrlichsten Europas und mit dieser glücklichen Seele den glücklichsten Völkern der Erde verschwistert. Doch es ist mit seiner

düstern Seele, die sich formte im furchtbaren Schicksal, das es seit Jahrhunderten, fast seit zwei Jahrtausenden mit Leid, Krieg und Knechtschaft überzog, den unterdrücktesten und stummgewordenen Völkern verwandt. Und jenes Landschaftsgefühl, das sich in Goethes Versen ausdrückte, seinem Jahrhundert noch unverständlich, ahnte das Strombild schon, das sich vor unserm Geist malt. An die Stelle eines ethischen Ideals setzte die Romantik ein ästhetisches. Abgründe trennen uns heute von der Romantik. Die große Masse derer, die das Rheintal befahren und es bewohnen, fühlt nur wenig davon. Die Erkenntnis von einer Stromgemeinschaft steht ihr noch sehr fern. Sie sehen in einer verfälschten Form das, was bei den Romantikern noch ein reines Gefühl der Seele war. Wie weit sich unser Dasein vom schwärmerischen Rheingefühl der Romantik unterscheidet, möge eine Stelle jener Rede deutlich machen, die Alfons Paquet bei unsrer Zusammenkunft in Koblenz hielt, als er über den Dichter und die Gestaltung des Rheinstroms sprach:

»Wo aber Flüsse rinnen, da erscheinen sie wie Sametschienen, auf denen Kraftströme laufen, um andre Kraftströme zu lenken und auszuteilen. Alle erscheinen als Wegweiser dem Meer zu, das immer mehr Dinge aus den Festländern auf seinen schwankenden Boden und in seine weiten Horizonte lockt. Wir folgen aufmerksamer dem Wegweiser, der aus dem Fließen der Gewässer von den Höhen zum Meer zu uns spricht. Ja, die Natur des Wassers selbst beginnt immer mehr das Leben zu gestalten neben der festen Natur der Erde. Ist es nur eine Täuschung? Oder hat nicht doch, für uns zunächst, die in einem großen Stromlande wohnen und aus ihm Gesetze empfangen, die die Art unsers Denkens und unsers Weltgefühls mitbestimmen, der Strom selber ein neues Wesen angenommen? Wir haben den Strom in seiner Eigenwilligkeit und in seiner bildlichen Bedeutung an

diesen Ufern noch nie so neu und stark empfunden und das so deutlich ausgesprochen wie jetzt. In unsrer Zeit, deren Atmosphäre mit Kraftströmen und mit Stimmen angefüllt ist, steht jeder einzelne Mensch wie eine Antenne«, und als er von der Koblenzer Rheinausstellung spricht: »Sie trägt in sich zum erstenmal den unwiderstehlichen Gedanken der lebendigen, organischen Ganzheit dieses Stromes und seines Gebiets und der an seine Nutzung und Bändigung geknüpften Werke.«

Man hat es uns zum Vorwurf gemacht, daß wir auf der zweiten Zusammenkunft der rheinischen Dichter in Koblenz Reden gehalten haben über die Probleme, die für uns aus dem Westen, dem Stromgebiet des Rheins, erwachsen sind, anstatt durch Gebilde der Kunst zu wirken, und noch vor kurzem haben wir aus unsern eignen Reihen (in dem Aufsatz Josef Pontens in der »Literarischen Welt«) diesen Einwand vernommen. Das Podium des Dichters sei einzig und allein das Buch, durch das er zu wirken habe. Er habe gute Verse zu schreiben und solle die Politik den Politikern überlassen. Das aber würde die Verantwortung des Dichters seinem Gewissen, seinem Volk, seiner Zeit und der Menschheit gegenüber auf ein Mindestmaß einschränken. Die Politik den Politikern überlassen! Nur nicht selbst handeln, nur immer ruhig alles mit sich geschehen lassen, nur nicht darauf achten, wohin der Kurs dieser Politik geht, und eines Tages als geduldiges und willenloses Werkzeug der Politiker das tun, was sie über uns beschlossen haben. Nur nicht in zum Himmel schreiende Zustände eingreifen, sie im Dunkeln lassen, es getrost geschehen lassen, wenn die heutige Jugend in dieselben Höllenqualen gestürzt wird, in die wir einmal gestoßen sind, nur nicht von der Qual und Not dieser Jugend sprechen! Nein, Gedichte schreiben und gute Romane! Im übrigen hat der Dichter zu schweigen. Mag sich Josef Ponten auf dieses Kunstideal beschränken. Unser Lebensgefühl ist weitergeflo-

gen, und wir sind erfaßt von der Not großer Volksteile, von dieser Not, die unser Jahrhundert leuchtend genug an den Himmel geschrieben hat. Man hat unsre Art in Gegensatz zu jenen Göttinger Dichtern gestellt und diesen Göttingern den Vorzug gegeben, die sich in einer Nacht ewige Freundschaft schworen, erfüllt von schwärmerischstem Naturgefühl, daß sie lachend und selig, Hand in Hand, die Bäume umtanzten. Wahrlich, wir sind Welten entfernt von diesem Göttinger Bund. Doch auch wir wissen, daß wir gute Bücher und gute Verse schreiben müssen, wollen wir in die Gegenwart und die Zukunft wirken. Aber noch einmal: Unser Lebensgefühl hat sich entfaltet und sieht seine Ziele und Verantwortung da, wo die Luft und die Atmosphäre geboren wird, die gute Verse erst keimen lassen, und diese Luft hat rein, klar und stark zu sein. Auch wir haben die Kraft, vor Freude am Leben um blühende Freiheitsbäume zu tanzen, auch wir essen vor Seligkeit und Freude am Dasein Blüten und Blätter unsrer Gärten, auch wir haben stille Stunden freundschaftlichen Austausches. Doch wir sehen gleichzeitig andre Aufgaben unsrer Verantwortung. So standen wir in dieser Verantwortung am Grabe der Dichterin Caroline von Günderode in Winkel am Rhein, an einem heute noch immer verfemten Grab, denn verfemt ist jeder, der selbst seinen Tod suchte, um ewig um die Sonne zu kreisen; und so legten wir den Kranz der rheinischen Dichter ihr zu Füßen in einer stillen Feier, einer Feier, bei der uns kirchliches Orgelspiel abgeschlagen wurde.

1927

## Das Düsseldorfer Heine-Denkmal

Ich war auf meiner Weltreise gerade auf einer Insel der Südsee in Litu-Pei-Hoote angelangt – das ist köstliche Sonne –, als ich seltsame Post überreicht bekam: Post aus Europa. Nach drei Tagen erst fand ich den Mut, sie zu lesen. Ich lag am Strand Litu-Pei-Hootes – das ist köstliche Sonne – und las. Ein dickes Briefpaket kam aus dem Rheinland. Dabei lag der Brief eines Herrn Rudi Schröder aus Duisburg. Die Palmenblätter knattern über mir, und hin und her wirft sich das Meer im Sonnensch. Braune Menschen drehen sich um mich her und drehen sich selbst mit einer wundervollen Bewegung im Becken und gehen wie im Tanz vorüber. Wer war Herr Schröder? Was wollte er? Er war einer der Menschen, die ein Heine-Denkmal in Godesberg, dann, nach »veränderter Sachlage«, wie er schrieb, und erfolgter Ablehnung im Godesberger Stadtparlament, in Düsseldorf errichten wollten.

Großer Gott, das mußte ich in Litu-Pei-Hoote erfahren. Ein Heine-Denkmal in Düsseldorf! Stadtparlament! Was waren das für Worte? In »köstlicher Sonne« lag ich am Meer, wo über mir der Himmel in Blau Götterfanfaren blies. Und, im Wind getragen, zog eine Wolke vorüber, auf der die Worte standen: Hei-ne, Düs-sel-dorf, Stadt-par-la-ment. Nun, das hätte mich nicht zu beunruhigen brauchen. Aber dieser Herr Schröder schrieb mir, ich solle eine Werbeschrift zur Errichtung eines Heine-Denkmal in Düsseldorf herausgeben. Mein Gott, ich feierte in aller Stille meinen vierunddreißigsten Geburtstag in Litu-Pei-Hoote, und jetzt dies. Hatte man denn nichts andres zu tun, als sich darum zu kümmern, daß Heine ein Denkmal bekam? Das hatte er doch längst in den Herzen, auf die es ankam. Und er hatte es ja auch

schon in Hamburg, wie mir ein beiliegender Bericht mitteilte. Alfred Kerr hatte dort den Triumph des Geistes erlebt, als er und die Stadt bei der Weihe des Denkmals die Hülle zur Erde fallen ließen, auf diesen Klumpen Erde, den Heine gerade genug und zum Verbluten geliebt hatte. Und auch von mir hatte Alfred Kerr sogar freundlich gesprochen: Kräfte seien auch im Rheinland am Werk, in Düsseldorf Heinrich Heine ein Denkmal aufzurichten, unter andern auch »der in Katholizismen versenkte Poet«, wie er mich nannte. Und ich war doch am wonnigen Strand von Litu-Pei-Hoote.

Was, Düsseldorf weigerte sich? Erstens stand nun in Litu-Pei-Hoote fest, daß Düsseldorf nicht viele Söhne erzeugt hatte, die seinen Namen über das Rheinland hinaus nach Deutschland, Europa und in die Welt trugen, zweitens stand fest, daß Alfred Kerr und die Stadt Hamburg für Deutschland über Deutschland hinaus gedacht hatten.

Über den Golf von Litu-Pei-Hoote schaukelt, wie eine große, weiße Blume, ein Boot, und über den Himmel kommt eine Wolke zurückgeflogen mit der Inschrift: Hei-ne. Stadt-par-la-ment. War man denn noch um keinen Schritt weitergekommen seit dem Tag, da in meiner lang geschwundenen Jugend in Düsseldorf die Menschen geiferten und spuckten, weil einige die Eulenspiegelei betrieben, Heine ein Denkmal setzen zu wollen? Wollte man jetzt eine Werbeschrift herausgeben, um die Stimmen der Bürger zu werben, wie einst Koriolan auf der Straße? Einen Demonstrationszug unternehmen, immer noch die in Europa so wichtige »Überzeugung« und das Gefühl andrer zu vergewaltigen? Neuen Streit entfachen, daß es Heine im Grabe noch kitzelte und seine Ruhe störte? Lag denn die schöne Bedeutung der Hamburger Feier nicht darin, daß inzwischen die Atmosphäre entgifteter war?

Köstliche Sonne von Litu-Pei-Hoote, dir danke ich es, daß ich nicht als Herausgeber einer Werbeschrift auftreten mußte, sondern Dattelkerne ausspuckte, jeden wie einen ganzen Tag der Weltgeschichte. Immerhin, die Wahl, die auf mich als Herausgeber gefallen war, war nicht ungeschickt. Da ich keine Semitin zur Frau hatte, war ich nicht jüdisch abgestempelt, und die Opposition hätte hier keinen Angriffspunkt gefunden. Doch neben mir in Lichtflammen lag ein braunes Mädchen, maßvoll wie eine Göttin und warm vor Sonne wie ein Tier. Ich war also doch nicht ganz reinblütig und doch schon halbverniggert oder vermohrt. Und wenn ich nun nicht hinter dem Gefühl meines Herzens zurückstehen und in der Werbeschrift erklären würde: Gebt Heine, was Heines ist, würde ich dann nicht zeugen wie Blut vom Blute Heines? Würde ich nicht von ihm sprechen wie von einem Bruder?

Hin und her wirft sich unter den Sonnenpfeilen das leuchtende Meer, und sich wiegend setzen braune Menschen ihre Füße genau geradeaus, nicht ängstlich zur Seite wie in Europa, um nicht zu fallen, und um ihre wundervollen Leiber aus Bronze klappern die Ketten aus roten Korallen. Stell dich auf die Füße, Stadt-par-lament in Düsseldorf, und störe mir die Ruhe nicht, und gib Heine, was Heines ist, und damit Eulenberg, was Eulenbergs ist. Und in Litu-Pei-Hootes köstlicher Sonne las ich die Briefe, die mir gesandt waren und die alle in feurigen Worten Heine sein Denkmal gönnten, nein, es forderten. Und doch: ein paar Briefe waren darunter, die von Menschentum seltsam schön funkelten, schön wie die flachen schillernden Steine an Litu-Pei-Hootes Sonnenstrand, Briefe, die aufglänzten und strahlten, und Worte, die am Strande der Sonne noch wärmeres Licht empfangen, daß ich sie nicht wieder vergaß. Menschliche Laute reinen Empfindens zu vernehmen, tut immer

wohl, auch mir am Sonnenstrand, denn auch in mir schlägt ein zerschundenes europäisches Herz.

Der eine der Briefschreiber, Hermann *Bahr*, erzählt von Heinrich Heines Person, die manchem so fragwürdig erscheint, und in die doch der Genius einging, und findet die Worte: »Es steht uns nicht zu, dem Genius Vorschriften zu machen, und wir haben nur Grund, ihm, auf wen immer er sich gnädig herabsenken mag, herzlich zu danken.«

Einen Brief Thomas *Manns* las ich, einen ganz langen, einen Brief voll Trauer und Melancholie über all die Mißverständnisse, die sich um Heines Namen wie um einen jeden scharen, der das Glück empfing, vom Schicksal erfaßt zu werden und begnadet zu sein im Guten wie im Bösen, einen Brief voller Sanftmut, einen Brief, der einen Strahl europäischer Sonne sandte in den wärmeren Himmel Litu-Pei-Hootes. Er erzählte das Problem Heinrich Heines, und es grüßte mich ein freier Geist unter dem freieren Himmel der Südsee:

»Heinrich Heine, einer der anmutigsten, freiesten, kühnsten und künstlerischsten Geister, die Deutschland hervorgebracht hat, hätte als Sohn jedes andern Landes längst sein Denkmal. Daß wir es ihm verweigern, muß in der Welt finstere Vorstellungen von unserm Gemütszustand wecken und kann nicht dazu dienen, uns Sympathien zu werben. Es ist nicht wahr, daß er ein Feind Deutschlands war. Er hat wie alle großen Deutschen, wie Goethe, Hölderlin, Nietzsche, die sämtlich Erzieher *zum* Deutschtum, nicht Lobhudler *des* Deutschtums waren, unter gewissen Schattenseiten des deutschen Wesens gelitten und seinen schmerzlichen Witz daran geübt. Aber sein Gefühl für Deutschland ging, wie alles Gefühl bei ihm, oft genug bis zur Sentimentalität, und wenn der gelegentliche Anschein patriotischer Kälte und Unverbundenheit ein Grund wäre, einem Dichtergeist das

Denkmal vorzuenthalten, so dürfte Goethe keine Monumente haben.

Was Heines Verhältnis zu Frankreich betrifft, so war er, gleich Goethe, als Rheinländer dem weltbestechenden Reiz französischer Gesittung von jung auf besonders ausgesetzt. Er hat Frankreich bewundert, gleich Goethe, der erklärte, zuviel von seiner Kultur verdanke er diesem Lande, um es hassen zu können, und hat als Schriftsteller deutsche Philosophie und Dichtung der französischen Neugier mundgerecht zu machen gewußt. Seine politische Willensmeinung ging auf die Befriedung und Sicherung des Kontinents auf Grund der Verständigung und Freundschaft zwischen den beiden großen Kulturvölkern, von denen er glaubte, daß sie zu gegenseitiger Ergänzung, nicht zu gegenseitiger Vernichtung geschaffen seien, Deutschland und Frankreich. Das alles ist nicht infam. Es sind Überzeugungen, zu denen entsetzliche Ereignisse jeden lebenswilligen Geist in beiden Ländern geführt haben.

Heines menschlicher Charakter war nicht frei von Schwächen. Er war eitel, überaus verwundbar, überaus rachsüchtig. Er hat gegen Platen, den hohen Künstler der »Venetianischen Sonette«, der ihn freilich satirisch gereizt hatte, ein Pamphlet gerichtet, das schmutzig, giftig und untergeordnet war und etwas viel Schlimmeres bleibt als alles, was er Strenges und Spöttisches über Deutschland vorgebracht. Was aber auf deutsche Ehre hält, sollte sich erinnern, daß die Meister des deutschen Liedes, Schubert, Schumann, es nicht für Raub geachtet haben, Heines reinste Lyrik in Musik zu kleiden. Und wenn ein gewisser esoterisch-national-pädagogischer Kreis in Deutschland gegen Heine eine vornehme Miene glaubt aufsetzen zu sollen, so möge er nicht vergessen, daß der Meister seines Meisters, daß Nietzsche, als von deutscher Prosa die Rede war, gesagt hat: »Heine und ich.«

Wenn das Rheinland dem Dichter der Loreley ein Denkmal zu setzen wünscht, so sollte ganz Deutschland es freudig dabei unterstützen. Denn unendlich mehr hat er durch den Glanz und Reiz seines Geistes für den Ruhm Deutschlands gewirkt, als diejenigen je vermöchten, die gegen einen solchen Akt nationaler Dankbarkeit patriotisch eifern.«

Das Licht wogt noch immer vom Himmel. Ich sende Thomas Mann einen Korb voll Ananas, die köstlich schmecken, süß wie eine Angelegenheit des Amusements der Zunge, und schaue weit auf das Meer hinaus, pathetisierend in die Welt.

1928

## *Brief an Wilhelm Schmidtbonn*

[Godesberg am Rhein] 30. Oktober 28.

Lieber Herr Schmidtbonn,  
soeben habe ich bei Ihnen angerufen und Ihre Adresse erfahren. Sie mögen daraus ersehen, dass Ihr Haus am nebligen Rhein von Regenwolken umlagert noch besteht und dass darin Leben vor sich geht. Als ich vor acht Tagen aus Berlin zurückkam, habe ich ein paar Mal den Hörer des Telephons in die Hand genommen, um Sie anzurufen. Einmal habe ich sogar Ihre Nummer verlangt, bis es mir einfiel. Sie mögen daraus ersehen, dass für mich ein Loch hier entstanden ist, seitdem Sie weg sind. Ein richtiges Loch, in das man hereinrufen will und aus dem es keine Antwort gibt. Vielleicht tönt es eher aus dem Süden zurück, vielleicht auch nicht, woraus ich schliessen werde, dass es Ihnen beiden gut geht. Godesberg ist eine Stadt der Schwerverbrecher. Vor vier Tagen war ausser dem einen Mädchen niemand im Haus. Ich war beim Zahnarzt, der Ihre Abwesenheit melancholisch bedauerte und mir dabei einen Weisheitszahn zog, den letzten, meine Frau war aus, das Fischchen [Tochter Elisabeth, geb. 1926], in der eine ungeheure Antipathie gegen seinen Vater aufgeschwollen ist, die mir wieder neue Dinge des Lebens leider zu deutlich macht, also es war fast niemand da, als ein elegant gekleideter junger Mann erscheint und nach der gnädigen Frau fragt, ob sie zu Hause sei, was verneint wird. Das sei aber sehr dumm, meint der Herr: »Halten Sie mir doch gefälligst meinen Mantel« sagt er und zieht diesen aus, »ich kann der gnädigen Frau wohl etwas aufschreiben«, womit er in das Zimmer der gnädigen Frau geht und an ihrem Schreibtisch sitzend zu schreiben anfängt. Aber die Feder schreiben nicht, das Mädchen möge ihm einen Bleistift holen.

Was diese tut. Sie ist noch nicht aus der Küche zurück, kommt ihr der Herr schon entgegen, es sei nicht nötig, die gnädige Frau möge ihn am nächsten Tag vormittags anrufen unter der und der Nummer und dem und dem Namen, aber nur vormittags. Er lässt sich den Mantel wieder anziehen und geht getröstet davon, denn er hat in der Zwischenzeit siebenzig Mark aus dem verschlossenen Schreibtisch herausgeholt. Dies Ereignis gab dann später die Veranlassung zu Zwiegesprächen mit Herrn [Bürgermeister Josef] Zander und Ihrem Freund mit dem komischen Namen, Dr. Vosen [Voosen, Beigeordneter der Steuerabteilung].

Doch glücklicherweise stahl der Mitmensch nicht Ihr schönes Manuscript, für das Sie meinen Dank entgegennehmen müssen. Es wird augenblicklich sehr schön gebunden und ich habe darin öfter studiert, das heisst, ich habe sogar manches lesen können. In Berlin war es unerquicklich bis dorthinaus. Es herrscht dort unter den Dichtern lediglich die Pinke. Ihre ganze Menschlichkeit stinkt danach. Ich habe ein Wiedersehen mit Toller gehabt, den ich zuletzt in München unter ganz besonderen Umständen traf und dessentwegen ich meinen Hals riskierte, das zu dem jämmerlichsten gehört was ich je erlebt habe. Hasenclever dessen Premiere ich mitmachte, war nicht viel besser. Ich habe mich im übrigen von der hohen Literatur fern gehalten. Dass Schäfer dort war, habe ich zu spät erfahren. Dafür ist nun auch Herr von Molo der neue Praeceptor Germaniae geworden. Minister [Carl Heinrich] Becker, den ich traf, ist der Ansicht, dass man das Heldenideal in der deutschen Jugend militärisch zu kultivieren habe. Zwischen ihm und Unruh hat es eine Auseinandersetzung gegeben, in deren Verlauf harte Gegenstände durch den Raum geflogen sind. Vor ein paar Tagen hat mich die sich nach Ihnen sehrende polnische Freundin mit dem Wagen nach Viersen gefahren und über Düsseldorf, Köln zurück, wo

ich dankbar eine Flasche Champagner für glücklich überstandene Lebensgefahr getrunken habe. Das Leben ist so klein, dass ich Ihnen rate, sich von den Palmen bewedeln zu lassen und abessinische Freudenmädchen zu lieben und darauf mit weiten Augen auf das Meer hinauszuschauen, angefüllt mit einem Gefühl lebendiger Liebe, bezaubert vom Genuss dieser Liebe und panpathetisierend die Sonne und den Himmel anzusingen. Hier im Norden steigen Tag und Nacht Schwärme von Vögeln, graue und schwarze, auf, die vom fernsten Horizont auf einen losfliegen und von denen einige, wenn die Schwärme über einem stehen, sich einige auf unser Herz niederlassen und daran und davon zu picken und zu essen anfangen. Wahrscheinlich tun sie das, damit unsere unsterbliche Seele sichtbar werde, was sie sehr enttäuschen mag, wenn sie den zweiten Aortaton zum Verstummen gebracht haben.

Ich habe gestern nicht beendet. Wahrscheinlich habe ich nicht einmal Grüsse gesandt. Aber es ist hier so neblig und die Godesberger Schauspielbühne hat wieder begonnen. Zufällig war ich auf der Rückreise von Berlin in Essen ausgestiegen, wo ich abends um halb elf mich zu einer Poularde niederliess, als ich im Saal in einer Ecke Herrn Dr. Eulenberg mit Gattin und Gerhart Hauptmann mit Gemahlin erblickte. Als ich später bei ihnen sass und die siebente, achte und neunte und zehnte Flasche Deinhard Lila mit ihnen trank, äusserte sich Frau Eulenberg dahin, dass sie in dem Kino, der Verflachung und dem Sport den Antichristen sehe, was so ziemlich alle Dasitzenden in begreifliches bedrücktes Schweigen versetzte. Hauptmann war anders als ich es von ihm gehört hatte. In San Remo ist ein Casino. Gehen Sie bitte dorthin und setzen Sie für mich auf Zero, Schwarz oder Siebenzehn. Ihr  
A Hatzfeld

## Die erste Erinnerung an den Rhein

Als vierzehnjähriger Knabe kam ich aus Westfalen an den Rhein. Ein Augenblick des Tags meiner Ankunft steht immer vor meiner Seele. Vom elterlichen Haus, das, nur von einer riesigen Wiese vom Strombett getrennt, am Ufer lag, schlich ich mich abends fort und lief auf die Rheinbrücke, über die Spannungen der Bogen unter mir hinweg, bis ich in der Mitte des Stromes stand. Lange verweilte ich dort, pochenden Herzens, und sah den Strom hinauf und hinab, den Blick erwartungsvoll und bang in die Zukunft gerichtet.

In jenen Jahren sind in der Seele eines Knaben zwei Kräfte Tag und Nacht lebendig, die eine, die uns in das Erkennen der Welt treibt, und die Kraft der Natur, die uns als die uns umgebende Landschaft berührt. Die Erkenntnis der Welt wird uns durch die Schule vermittelt als Bildung, die Natur aber wird uns zum Begriff der Freiheit. Die Schule ist moralisch, die Natur aber amoralisch. Jene bedeutet Ordnung, diese aber ist Abenteuer, Leidenschaft, Gefühl ohne Grenzen, Liebe zu allem Lebendigen. Wird in jener das Gewissen angerufen, so bebt in dieser das Herz. Ein seltsames Verhängnis fügte es, daß für mich auf der Schule zu Düsseldorf die eine Kraft zum Feinde der anderen wurde. Jene Schule, geführt von Lehrern jenes absonderlichen rheinischen Katholizismus, stellte mir die Natur dar als den Begriff des Unmoralischen, Niedrigen und Verabscheuungswerten, die Natur aber, diese Wiesen mit kniehohem Gras, den blühenden Blumen, den reifenden Roggenfeldern, dem sich paarenden, schwirrenden Getier, den Weiden und Erlen und Pappeln des Ufers, der dahinströmende Fluß mit der Nacktheit unserer Leiber, diese Natur zwang mich auf magische Weise dazu, die Schule mit ihrer Ordnung als

das Falsche, als die Unterdrückerin menschlicher Gefühle und heißer Herzensregungen zu empfinden. In der Schule in Gewissensnöte ohnegleichen gestürzt, mißhandelt an Körper und Seele, brannte der Himmel meiner Jugend in hellem Aufruhr, und meine Seele lag nur in seltenen Stunden selig geglättet und ausruhend in den Wiesen am Rhein, hoch über ihr die trillernden Lerchen und die weißen, langsam ziehenden Sommerwolken. Sie lag beruhigt im duftenden Gras, im Lobgesang der Erde selig an der Brust der Natur.

Vom Gymnasium verjagt, kam ich nach Emmerich. Wie der Rhein mit seiner Landschaft mein Leben dort begleitete, schrieb ich in meinem Buch »Franziskus«, das man autobiographisch genannt hat, diese Worte: »In dieser Zeit fand er die Welt, in diesen Stunden, da er Homers Gesänge langsam vor sich hinlas. Er versenkte sich in diese, die allein ihm Welt und wie sein innerstes Wesen erschienen. Er sah, wie Menschen und Tiere auf die Erde gestellt waren, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Und Gott sah er.«

Von dem Erleben dieser Jugend trennt mich heute mehr als ein Vierteljahrhundert. Hinweg von diesen schmerzlich-schmerzhaften Tagen, erkannte die Seele die Notwendigkeit des Einzelnen im Allgemeinen. Sie eroberte sich die Städte der Nähe, Köln, Kleve, Amsterdam und Duisburg, den Ehrenbreitstein, Koblenz und das sonnenstrahlende Becken des Rheingaus, den Kaiserstuhl, den wahrhaften Sonnenherd Deutschlands, Freiburg und Basel. Doch, o ewige Wandlung, ewiger Fluß des Geschehens in uns und um uns, nicht mehr die Notwendigkeit des Einzelnen im Allgemeinen war die brennende Tatsache in uns. In unserer Seele schloß sich das Einzelne zu einem Gemeinsamen, zu einem Größeren zusammen. Wir erkannten die Einheit dieser Städte, durch den Strom gebunden, wir erkannten die Einheit dieses Stroms, dieser gewaltigen Flußlandschaft von Basel bis

Rotterdam, mit seinem Delta, das von Duisburg ausgeht und sich verzweigt in seine Arme nach Antwerpen, Amsterdam und Emden. Nach dieser gewonnenen Erkenntnis eines größeren Zusammenhangs standen wir einen Augenblick still, wieder allein und vereinzelt. Und aus diesem Einzelnen heraus dehnte sich dies Strombild in einen noch größeren Zusammenhang. Wir sahen die Völker verschiedenster Rasse an diesem Strom blühen und erkannten in ihm die Völkerstraße. Hinweg über ein persönliches Schicksal ging unser Blick auf ein gemeinsames.

Wir lieben heute nicht mehr den Rhein in einem schönen, nur uns gehörigen Gefühl mit dem schmerzhaften Vibrieren unserer Seele. Unser Blick ist nicht mehr gerichtet vom Schiff auf die romantischen Ruinen. Wir lieben den Strom von oben, weit sichtbar nach Süden und Norden. Wir lieben die Tunnel, die brausenden Züge, die Kaimauern, die stehenden Schiffe mit dem Gesang der Dieselmotoren, Fabriken, die Kuppeln der grünen Wälder, die Überlandzentralen, und stehen hoch auf den Bergen und schauen zu den Kathedralen Frankreichs hin und zu den Domen in Köln, Mainz, Worms, Freiburg und weiter nach Osten in die deutschen Lande, und wir hören in uns ein Gesetz dieses Stroms lebendig pochen und schlagen, das er uns auferlegt.

Wir wohnen und leben am Rhein und kämpfen hier den Kampf um unsere geistige Existenz, diesen Daseinskampf, in den uns ein Jahrhundert des Übergangs gestellt hat. Seit Jahrhunderten ist unser Rheintal die Kugel in der Lotterie der Staatsmänner Europas. Wohin sie sich aber aus eigenem Antrieb senkt, da fällt die Entscheidung. Auf die Millionen Menschen, die das Rheintal bewohnen, kommt es an. Nicht die Bildung trieb uns zu gemeinsamem Wollen, die Natur selbst bildete uns und zeigte von sich aus die Ordnung.

Viele Völker blühen an den Ufern des Rheins. Auch in den Beziehungen der Völker walten Gesetze, die der Natur näher stehen als menschlichem Witz. Im letzten Jahr ist die Verbindung des Rheins mit der Rhône durch den grandiosen Rhein-Rhônekanal geglückt. So ist Mitteländisches Meer mit der Nordsee verbunden. Und wurde in unserer Jugend die Natur zu unserer größten Freundin, so ist sie uns noch heute der Inbegriff der Freiheit. Je stärker ein Volk zur Entfaltung seiner Eigenart gelangt, je freier es einhergehen kann im Bewußtsein dieses Menschenrechtes, um so leichter wird die Verständigung unter den Völkern, ja, sie ist ihre Voraussetzung. So suchen wir eine Form menschlicher Verbundenheit, weil unser Jahrhundert ein neues Lebensgefühl in uns weckte, und so hoffen wir, daß wir uns gegenseitig erkennen als Menschen, die wohnen an den Ufern des einen Stroms, als Bürger des Rheins, des europäischen Nils.

1928

## Der Kapitän und seine Schwester

Es gibt Erlebnisse mit Menschen, die wir persönlich gar nicht kennen, von denen wir fast nichts wissen, kaum daß wir uns eine Vorstellung machen können, wie sie aussehen, wie sie reden, wie sie handeln, welchen Charakter sie haben, ob sie langweilig sind oder ob sie in sich etwas von der Abenteuerlichkeit besitzen, die sie doch besitzen müssen, da es sonst nicht geschehen könnte, daß wir uns so lange mit ihnen beschäftigen und ein abenteuerliches Spiel im Geist mit ihnen treiben, daß wir mit ihnen reden, sie als handelnde Personen in unser Leben einstellen, daß wir tun, als rechneten wir mit ihnen, ja, daß wir in sie die Möglichkeiten unsrer Phantasie übertragen und mit ihnen in einem geträumten, in einem nur vorgestellten Leben leben und unsre Phantasie ihnen Verzückungen und eine Wollust verdankt, zu der sie sich an Menschen, die wir leibhaftig kennen, nie entzünden würde.

Erinnert man sich nicht, daß man eines Tages von einem Menschen sprechen hörte, einem Menschen, den man nicht kannte, auf den sich aber ein seltsames, an sich unverständliches Interesse zu vereinigen begann, daß man plötzlich aufhorchte, als sein Name genannt wurde und von ihm die Rede war? Niemand vermöchte einen vernünftigen Grund anzugeben, weshalb er gerade in diesem Augenblick stutzte und weshalb er anfang, sich mit diesem Menschen zu beschäftigen, immer wieder, durch Wochen und Monate. Erinnert man sich nicht auch, daß, als man durch einen glücklichen Zufall diesen Menschen eines Tages wirklich traf, man erkennen mußte, wie diese Tätigkeit im Geiste, dies Überlegen und Denken, dies Sprechen einen geheimnisvollen Zauber ausgewirkt hatte und der Mensch, als er fleischgeworden

vor uns stand, uns nicht mehr fremd war, daß es uns vielmehr war, als sprächen wir mit einem längst Vertrauten? erinnert sich einer an solche, im Grunde sehr dunkeln Begebenheiten?

Ich fuhr vor Jahren einmal vom Rheinland nach Münster in Westfalen. Es war spät in der Nacht, als ich dort ankam. Ich war in meinem Abteil eingeschlafen und wurde plötzlich von einem Menschen aufgeweckt, der mir, der ich vom Schlaf benommen war, sagte, ich müsse aussteigen, ich sei am Ziel, er habe gesehen, daß ich nach Münster fahren wolle. Ich schaute diesen Menschen trunken von Schlaf an. Ich sah in das Gesicht eines Mädchens, das ich nie vergessen werde und das sich mir widerstandslos für immer einprägte. Ich hörte eine Stimme, wie ich sie nie zu hören geglaubt hatte, von einer tönenden Schwere und einer gleichzeitigen unendlichen Leichtigkeit. Dies Wesen, das vor mir stand, erschien mir wie etwas unendlich nah Verwandtes, auf das ich hätte zugehen mögen, um es in die Arme zu schließen und beseligt auszuruhen. Ich stieg schnell aus. Auch der andre Mensch verließ den Zug. Ich hatte nicht die Kraft, ihn zu fragen, wer er sei, wo er zu finden sein werde. Ich bin Tage hindurch durch die Stadt gelaufen, in der Hoffnung, ihm zu begegnen. Alles war vergebens. Ich fragte meine Freunde und Bekannten, ich erzählte von ihr, ich gab ihnen Anhaltspunkte, welches Kleid sie getragen habe, welches die Farbe ihrer Haare sei, wie die Augen leuchteten, ich beschrieb sie, denn da diese Stadt nicht groß ist, glaubte ich, sie wiederentdecken zu müssen. Plötzlich war sie wichtig geworden für mein Leben. Ich sagte mir, wenn ich sie finden würde, dann würde alles, was in meinem Leben an Schwere war, leicht werden, alles, was in mir voll Schmerz und Angst war, würde sich in ein Übermaß von Freude und Entspannung und Heiterkeit verwandeln. Freunde und Bekannte jagten mich auf die verschiedensten Fahrten. Nichts ließ ich unver-

sucht. Es half nichts. Sie blieb verschwunden. Ich habe mich von einem in Münster bekannten Maler [Ernst Hase] abbilden lassen und habe dies Bild in die große Kunstausstellung der Stadt gestellt, damit jene Fremde mich wiedererkenne, nach mir frage und mich so wiederfinde. Auch dies war vergebens. Ich sah sie nie wieder.

Doch ich will von einem Kapitän und seiner Schwester erzählen. Im Sommer vorigen Jahres kehrte ich von einer Reise nach dem Süden zurück. Es war im Monat August. Eines Tages erzählte mir eine Bekannte, als ich sie fragte, wie sie die Monate verlebt habe, von den vielen kleinen Erlebnissen, die sich ereignet hatten. Sie erzählte vom Strandbad in Oberkassel, vom Ballspiel im Wasser und einem langen weißen Motorboot. Als sie das Wort Motorboot nannte, verlor sich mein Geist in Gedanken, die sich weithin erstreckten in eine dämmrige Ferne, die mir heute unvorstellbar ist und von der ich nur noch weiß, daß sie mir guttat, daß ich den Worten meiner Bekannten gar nicht mehr zuhörte. Sie war schon bei andern Dingen, als ich mich genauer nach diesem Motorboot erkundigte. Ich stellte noch fest, daß sie mich scheu von der Seite ansah. Sie hatte also davon nicht sprechen wollen. Dann aber erzählte sie mir alles, und vor meinem Auge erstanden Tage jenes wunderbaren Glücks an diesem Strom, überleuchtet vom Sonnenazur, Tage, in denen sich die ausgelassenen Seelen einiger Menschen begrüßt hatten in dem ewig heitern Spiel menschlicher Beziehungen. An dem Ton der Stimme meiner Bekannten erkannte ich noch diesen tiefen unermessenen Gruß. Aus einem unerklärlichen Grund stieg in mir der brennende Wunsch empor, diese Menschen kennenzulernen. Ich wollte sie leibhaftig vor mir sehen und mit ihnen all die Spiele wiederholen, die sie getrieben hatten, denn mich dürstete damals nach einer ausgelassenen Heiterkeit.

Zunächst fragte ich nach dem Namen des einen Menschen, welcher der Besitzer des langen weißen Motorboots war. Meine Bekannte wußte ihn nicht mehr. Bald darauf sollte jenes Spiel beginnen, das sich durch Tage und Monate, ja durch ein volles Jahr fortsetzte, ein Spiel der fatalsten Begebenheiten, die ich je mit einem Menschen erlebt habe, der mir völlig unbekannt war, den ich nie gesehen hatte und zu dem es mich doch hintrieb, ein Spiel, das sich fortgesetzt hat bis in den gestrigen Abend. Es war der September des vorigen Jahres. Längst hatte ich an meiner Bekannten jenen schwermütigen Zug festgestellt, der das sichere Anzeichen einer Seelenstimmung ist, die ihre Begründung in dem findet, was wir Sehnsucht nennen, und der mir untrüglich mit dem Sommererlebnis in Verbindung zu stehen schien, das sie mir erzählt hatte. Sie war mit jenem Mann und seiner Schwester über den Rhein hin und her gefahren, mit dem langen weißen Boot, das glatt und schimmernd war wie chinesisches Porzellan. Sie hatte sich auf ein an das Boot angebundenes Brett gestellt und sich in sausender Fahrt durch das spritzende Wasser fahren lassen, daß sie den Boden unter ihren Füßen verlor und tief in den Strom eintauchte. Sie hatten ihr Frühstück auf dem Boot eingenommen, am Ufer gelegen und in den Sommerhimmel geschaut, in dem die Schwalben kreisten, hatten auf Wiesen gelegen, aus denen die Lerche in die mittägliche Bläue stieg, und hatten nur wenige Worte gesprochen. Seine Schwester war groß und schlank, und ihr Haar war blond. Ein andres Boot hatte sich an den Spielen beteiligt. Es gehörte einem bekannten Großindustriellen. Dreimal Wehe über das Herz zwanzigjähriger Mädchen. Ich sagte schon, sie hatte den Namen vergessen. Es gab also kaum eine Möglichkeit, ihn und seine Schwester wiederzusehen. Wir nannten ihn längst den Kapitän, und wenn ich meine Bekannte des Morgens sah, fragte ich sie oft: »Hast du den Kapitän gesehen?« und immer

antwortete sie mir mit einer langen, in sich zusammenfallenden Handbewegung. Wir gingen fast täglich an die Ufer des Stroms, und es geschah, daß wir nicht mehr auszusprechen wagten, was uns dort hintrieb. Stromauf bis Mehlem und oft den Strom hinunter bis Bonn. Wir begannen, an den Kapitän zu glauben wie an einen guten Gott, der die Rettung sei aus den vielen Mißhelligkeiten, denen in dieser Zeit ein jeder unterworfen ist. Wir träumten ihn herbei, nachts, weil er uns wie eine Erfüllung alles dessen erschien, was unerfüllt war, und wir begannen, in ihn unsre heftigen Begierden nach dem Leben zu werfen, sanfte Wünsche und leidenschaftliche Begierden. Denn das Herz und die Seele des Menschen sind unermesslich, und dies Leben gestattet ihm nicht, seine Phantasie in allen Teilen zu verwirklichen. Ich machte den Vorschlag, an den Großindustriellen zu schreiben und ihn zu fragen, wer der Kapitän sei, wie er heiße und wo er wohne. Aber da sagte meine Bekannte, so genau wisse sie es nicht, ob es auch dieser wirklich gewesen sei, sie glaube nur einmal seinen Namen gehört zu haben. Doch als ich im Monat September in der Nähe der Riesenanlagen seiner Werke vorbeifuhr, entschloß ich mich, hinzufahren und unterließ es doch im letzten Augenblick. Als meine Bekannte und ich aber nach Haus zurückkehrten, fand sie in ihrer Wohnung einen Brief vor, einen Brief vom Kapitän, daß er dagewesen sei, nein, daß er diesen Brief durch seinen Chauffeur sende und sie fragen lasse, wann sie ihren Badeschuh abholen wolle, den er noch immer in seinem Boot habe. Mein Herz war freudig erregt. Doch der Brief trug keine Unterschrift.

Ich will von den mancherlei Begebenheiten, die im Zusammenhang mit dem Kapitän stehen, nur wenige erzählen. Es war Oktober geworden, und eines Tages wandten wir wieder unsre Schritte die Allee unsrer Stadt hinab zum Rhein. Ich war sehr müde und setzte mich für weni-

ge Minuten noch innerhalb der Stadt auf eine Bank. Dann gingen wir weiter. Als wir die Anlegestelle der Rheindampfer erreichten, stieß meine Bekannte einen Schrei aus und wies mit der Hand nach links, wo ich ein langes, weißes Motorboot in jagender Fahrt stromab fahren sah. Es war der Kapitän. Zum ersten Male begegnete ich ihm. Ich sah einen Mann in dem Boot stehen in einem grauen Anzug. Vorn auf dem eingedeckten Teil stand eine Frau. Ihr Kleid flatterte weiß im Wind. Dumpf und brummend hörten wir nur das einförmige Geräusch des Motors. Vom Boot aus hatte uns niemand gesehen. Immer größer wurde der Abstand. Es war Oktober, und es regnete oft. Das weiße Boot war wie der Abschied vom Sommer.

Monate vergingen. Von Zeit zu Zeit überlegte ich, wie ich es anstellen könne, das Geheimnis des Kapitäns zu ergründen. Aus den spärlichen Erinnerungen meiner Bekannten hatte ich nur dies festgestellt: der Kapitän wohnte in Düsseldorf, das heißt in der Nähe dieser Stadt, hatte in seinem Garten ein Schwimmbecken, in dem man baden und schwimmen konnte, war geschäftlich manchmal irgendwo und irgendwie tätig, lebte mit seiner Schwester zusammen. Im Sommer hatte er stets auf seinem Boot zu Mittag gegessen, und dreimal in der Woche soll es geschehen sein, daß er auf seinen Fahrten, die er meist mit seinem Chauffeur allein machte, da er verdammt war, in diesem Land ohne einen nahen Freund zu leben, Blutsbrüderschaft trank. Dieser Zug seines Charakters trug ihm die letzte Hefe meiner Sympathie ein. Ich glaubte selbst auf dem Rhein zu fahren, wo doch er es war, der gefahren war, und oft habe ich mein Glas gehoben und ihm zugetrunken, wenn ich ihn unsichtbar grüßte.

Es mag Menschen geben, die alles dies für Überspannung halten und für den Ausfluß einer aberwitzigen Phantasie und eines unnatürlichen Gefühls. Nur die, de-

nen es so ergangen ist wie mir, nur die, die diesen gnadenlosen Geschehnissen des Innern und Äußern sich ausgeliefert gesehen haben, werden den Sinn einer solchen Begebenheit begreifen.

Doch ich will von dem sprechen, was sich gestern und vorgestern ereignete. Im Frühjahr hatte ich noch einmal den Kapitän gesehen. Sein Motorboot fuhr in dem Augenblick an uns vorüber, als wir den Dampfer in Königswinter bestiegen hatten. Am vorgestrigen Nachmittag nun fuhr ich nach Köln. Hinter Wesseling hörte ich einen erstickten Ruf meiner Bekannten. »Da, da«, rief sie und zeigte auf ein Automobil, das in schneller Fahrt auf uns zukam. Ich begriff nicht. Ich sah nur einen Wagen, der mit leuchtender, sonnengelber Karosserie und leuchtend roten Kotblechen auf uns zukam. Es fiel mir in diesem Augenblick auch gar nicht ein, daß mir meine Bekannte diese Farben einmal als die des Wagens geschildert hatte, welcher der Schwester des Kapitäns gehörte. Es drehte sich gelb und rot vor meinen Augen. »Das war es, das war es«, hörte ich meine Bekannte rufen, »die Schwester, die Schwester.« Weshalb wir nicht umgekehrt sind, weiß ich nicht. Wir hätten gut und leicht die Möglichkeit dazu gehabt. Aber wer vermag die Gründe für eine solche Handlungsweise zu ermessen. Ich weiß nur noch, daß unsre Hände untätig am Steuer unsers Wagens lagen und daß eine Hand zur Bremse hin ausgestreckt war.

Gestern aber, als wir von der Landstraße in Königswinter an den Rhein einbogen, erblickten wir das Motorboot, wie es unsern geradeaus auf den Rhein gerichteten Augen mit seinem Heck stromauf entschwand. Eine unendliche Freude befiel mich. Der Kapitän lebte. Er war wieder da. Diesmal stand er nicht im Boot. Er saß. Nach vorn den Blick gerichtet, steuerte er stromauf und war gerade dabei, zwei großen dampfenden Schleppern auszuweichen. Mich befiel eine Wollust des Jagens. Was tun?

klopfte es in meinem Gehirn. Aber mein Herz war fröhlich.

Ich habe geglaubt, die Ufer dieses Stroms zu kennen. Aber nach zweihundert Metern mußte ich den Wagen abstoppen. Die Straße bog vom Rhein in das Land einwärts. Wir müssen ihn fassen, dachte ich, wir müssen ihn fangen, jetzt darf er nicht wieder entweichen, jetzt muß er uns in das Netz gehen. Und unser Wagen fliegt in das Land hinein nach Rhöndorf zu, hin durch die reifen Pfirsichbäume auf Honnef hin und weiter zur Fähre an das Ufer. Als wir atemlos dort ankommen, blicken wir gespannt den Rhein stromauf und stromab. Von dem langen weißen Boot ist nichts zu sehen.

Ich habe ein kleines Kind von drei Jahren. Es hat sich eine Wunschgestalt geschaffen, von der es mir ständig erzählt und der es alles unterschiebt, was es selbst gern tun würde. Es nennt und ruft diese Wunschgestalt mit dem Namen Anun. Was dieser Name bedeutet, vermag ich nicht zu ergründen. Mein dreijähriges Kind sagt: »Anun schläft!« oder »Anun geht spazieren!« oder »Anun ißt Pfirsich!«, was heißen soll: daß das dreijährige Kind zu schlafen, spazierenzugehen oder Pfirsich zu essen wünscht. Natürlich lebt Anun gar nicht. Er besteht nur in dem Gehirn eines dreijährigen Kindes. Bitterböse sage ich also zu meiner Bekannten: »Der Kapitän ist dein Anun. Du hast mich belogen!« und drehe den Wagen zurück nach Königswinter.

Dabei müssen wir über einen holprigen Feldweg. Noch vor acht Tagen bin ich ihn gefahren. Mirabellenbäume stehen auf den Feldern und Reineclauden, ab und zu ein Pfirsichbaum mit den rosafarbenen und grünen Früchten. Ich erinnere mich an diesen Tag vor acht Tagen. Ich hatte einen Bekannten aufgesucht, der hier ein Landhaus besitzt. Dort hatte man mir gesagt, er sei bei den Fischteichen. Und als ich die paar hundert Meter weitergefahren war, sah ich ihn und seine Frau abseits vom

Weg unter den Mirabellenbäumen an einem Teich sitzen. Es war ein milder schläfriger Sommertag gewesen. Die Flur war sanft gerötet, und ein blauer nebliger Dunst hing über dem Land. Als mein Bekannter zu mir gekommen war, hatte ich ihm vorgeworfen, daß er den Fischen nachstelle und sie töte. »Oh«, hatte er mir lächelnd geantwortet, »ich fange zwar an diesem Teich die Karpfen, aber ich töte sie nicht. Denn wenn ich einen gefangen habe, dann löse ich den Angelhaken aus seinem Hals und werfe den Fisch in den andern Teich nebenan, wo er weiterschwimmen kann.« Wahrlich, dieser Tag vor acht Tagen war ein Tag gewesen, an dem die Erinnyen sich zum Schlaf niedergelassen hatten.

Heute aber an diesem Tag schlafen die Erinnyen nicht. Über mir braust die Luft. Auf einmal ist alle Leidenschaft da und alle Wollust am Leben. Ja, es ist Anun, der Kapitän, den wir fangen werden. Er soll mit allen Gliedern in unserm Netz wie ein Fisch zappeln. Wir haben die zwei Stunden bis zur Nacht am Ufer gesessen und auf den Strom gestarrt. Niemand kam. Als es Nacht wurde, setzten wir mit der Fähre nach Mehlem über. Wir gingen nach einem Generalstabsplan vor, den wir an der Brüstung des Geländers entwarfen.

War gestern nicht die Schwester des Kapitäns stromauf gefahren? Wir waren ihr zwischen Köln und Bonn begegnet. Sie mußte also in Godesberg sein oder Remagen. Telephonisch hatten wir bereits in Remagen angerufen und festgestellt, daß dort kein Motorboot mit Namen Bob und kein Auto mit gelber Karosserie angelegt habe oder gesichtet worden sei. Was war daher natürlicher, als daß die Schwester zum Tennisturnier nach Neuenahr, das am folgenden Tag seinen Anfang nehmen würde, gefahren war, der Bruder aber am folgenden Tag mit dem Boot nachkam. In Remagen erkundigten wir uns, ob die Ahr schiffbar sei, was uns verneint wurde. Dann hatte die Schwester den Bruder also mit dem Wagen in

Sinzig abgeholt, und sie waren zusammen nach Neuenahr gefahren.

In Neuenahr kamen wir um neun Uhr an. Im Kurgarten war Rheinischer Abend. Lampions hingen von Baum zu Baum. Auf den Terrassen aß man zu Abend. Aber der Kapitän war nicht dabei. Zwischen elegantem Publikum in Abendtoilette liefen wir herum in struppigen weißen Hosen und ohne Hut. Jetzt wußten wir, wir würden den Kapitän und seine Schwester nie mehr finden. Vielleicht war er nach Baden-Baden gefahren, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, wer konnte es noch wissen. Oder er war den Strom wieder zu Tal gefahren, vielleicht in dem Augenblick, als wir die Terrasse des Hotels in Königswinter für einen kurzen Augenblick verlassen mußten, um nach Remagen zu telephonieren. Ich hörte die Grillen im Gras zirpen und sah, wie meine Bekannte mit einer unsagbar leidenschaftlichen Bewegung ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

1929

## Das Land

Draußen vor den Fenstern ruft ein Tier,  
ist es ein Klageruf oder ein Rufen der Liebe,  
mitten im reifenden Korn?  
Bis in die Tiefe konnt ich das Leben nicht halten,  
da es sich mir nie bis in seine Tiefe erfüllt.  
Oder hörte ich nicht, als es dastand,  
so mir das Herz zu berühren?  
Wo ist das Gleichmaß des Lebens  
wahrhaftes Leben geworden?  
Wie mich das alles bedrängt,  
dies, das reifende Korn und der Klageruf des Tieres.  
Ja, es ist Klage durch die Höhe des Sommers,  
ich fühl es.  
Halte mich, Leben, da ich dich nicht halte  
und du klopft in meinem hämmernden Herzen.  
Klage nicht weiter. Sieh dich im Spiegel des Lands,  
doch nicht dein Gesicht sieh, sondern das Land,  
das ist Leben wie du,  
wie du Korn bist und Klageruf des Tieres.  
Doch du mußt alles bestehn.

1936



*Das Haus auf der Haar*

*Brief an Wilhelm Schmidtbonn*

Bilme i. W. über Werl,  
12. 2. 36

Lieber Herr Schmidtbonn,  
ich freue mich sehr, wenn Sie Ihren Geburtstag schön gefeiert haben und dass Ihnen dieser Tag einen Ausblick auf heiterere Horizonte eröffnete. Ja, auch ich wäre sehr gern nach Ascona gekommen und es ergab sich auch in letzter Stunde eine Möglichkeit, aber ich musste da schnell noch meine Frau telephonisch in Godesberg erreichen, da mir das Geld zur Reise nur für eine Person zur Verfügung stand und so rief ich an dem Sonntagabend in Godesberg dreimal an, aber der Teilnehmer gab keine Antwort, die Anrufe wurden überhört und am nächsten Tag dauerte das Gespräch zu lange, dann war es zu spät und ich ging wieder nach oben in mein Haus. Mir selbst war es aus geldlichen Gründen nicht möglich zu reisen und ein anderer gab es mir nicht.

Ich werde sehr gern das Manuscript lesen, von dem Sie schreiben und ich danke Ihnen für Ihr freundschaftliches Anerbieten. Aber liegt es Ihnen nicht besser als mir, denn ich kann ja fast nur etwas schreiben, was ich selbst erlebt habe und ich bin sehr phantasielos in der Erfindung von Geschichten, doch ich kann nichts darüber sagen, bevor ich es nicht kenne und wenn Sie das Gefühl haben, dass es etwas für mich sei, so kann das schon stimmen, aber vielleicht schwebt Ihnen dabei ein anderes Bild von mir vor, jenes Anderen in mir, der manchmal aus mir herausgreift und das Allgemeine sucht und zu verwirklichen trachtet.

Vielleicht ist es auch gut, dass ich nicht gefahren bin, denn hier hat eine beissende Kälte eingesetzt, das Thermometer sinkt auf fünfzehn Grad und diese Kälte hätte

die Heizung bedroht, wenn sie nicht abgesperrt oder ausgelassen wäre und sie wäre dann wohl geplatzt, wobei mir einfällt, ob meine Frau das Wasser wohl aus dem Kühler des Autos gelassen hat. Man baut ein Haus nicht aus Zufall, man fasst die Idee aus dem Gefühl der Fülle des Lebens und dasselbe angefüllte Leben ist es, das den vollen Plan lebensverengend beschneidet und man taucht in diese kühle Tiefe der Lebensverengung hinein und dann dauert es eben einige Zeit bis man wieder oben ist und alles wieder anzufüllen imstande ist. Und so verändert man sich und man bleibt doch dasselbe, aber man ist sehr allein, denn von selbst geschieht so selten etwas im Leben der Menschen und dies »von selbst« ist vielleicht das Beglückende, aber es müsste einer da sein, der dafür sorgt, das Leben selbst oder ein Mensch.

Eine wunderbare Winternacht zog gestern vorüber. Die Berge lagen im hellen Mondglanz, silbern und blau überschüttet von dem fernen Licht. Die Sterne flimmerten wie blinkende Edelsteine und in dem durchsichtigen blauen Mondlicht standen einen Steinwurf vom Haus hier entfernt fünf Rehe und ästen, das junge Getreide unter dem Schnee fressend. Es war ein phantastisches Bild, diese schlafende Erde, der dunkelblaue sternglitzernde Himmel, die fernen Bergketten, das bläuliche Licht des Mondes, die Tannen mit Schnee bedeckt und die reine Luft, die durch die offenen Fenster strömte. Die Natur war unter sich und lächelte mich an.

Und jetzt sitze ich seit zwei Stunden im heissen Sonnenlicht im Freien auf dem Balkon vor meinem Zimmer, schwebend im hellen Licht des Mittags und das Haus steht still wie ein Schiff, das einen Augenblick ausruht, um dann mit langsamer Fahrt weiterzufahren.

Herzlichen Gruss Ihr  
A Hatzfeld

*Brief an Wilhelm Schmidtbonn*

[Godesberg am Rhein]

1. Mai 36.

Lieber Herr Schmidtbonn,

Sie werden des Bildes wegen [Schmidtbonn hatte Hatzfeld ein Aquarell von August Macke geschickt] vielleicht beunruhigt sein und ich hätte Ihnen sofort geschrieben, wenn ich gekonnt hätte. Ich konnte aber nicht, denn ich musste vor etwa vierzehn Tagen ganz plötzlich für zwei Tage nach Westfalen und an einem Freitagmorgen begann es dort zu schneien und es schneite auch noch am Sonnabendmorgen, an dem ich unbedingt hierhin zurück musste, da der Fisch zur ersten Kommunion ging, und es war kein nobler leicht fallender Schnee, sondern es tobte ein Schneesturm den Freitag und die Nacht und am Morgen, sodass man sich zunächst einmal aus der Haustüre herausschaufeln musste. An einem Feldweg entlang habe ich etwa zweihundert Tannen anpflanzen lassen. Diese haben etwa eine Höhe von zweieinhalb bis drei Metern. Sie schauten oben aus dem Schnee etwa zehn Zentimeter noch heraus. Aber ich musste ja herunter, weil ich es dem Fisch versprochen hatte. An sich hatte ich an dem Freitagabend mit einem Auto zurückfahren wollen. Der Wagen war auch um sieben Uhr abends achthundert Meter von meinem Haus, aber er kam nicht mehr herauf und mein Bekannter kam auch nicht mehr herauf und als wir nun am Sonnabendmorgen losgingen, fegten die Eisnadeln einem ins Gesicht, man konnte keine drei Meter weit sehen, man stürzte von einem Bein ins andere, bis an den Nabel, dann bis an die Brust und so ging das weiter und wir brauchten für ein Wegstück, das wir sonst in zehn Minuten gehen, fünf Viertelstunden und hatten noch Glück, dass wir nicht in den

Schnee bis über den Kopf versunken waren und die Richtung zufällig behalten hatten. Nach den fünf Viertelstunden war es nicht zu Ende und ich kam genau nach zwölf Stunden in Godesberg an. Dies war nur möglich, weil es mir gelang, auf einem sehr gefährlichen Stück einen Chauffeur zu überreden, uns zu fahren. Als ich dies Zwischenstück im Auto sass, habe ich nicht geglaubt, noch lebendig herauszukommen und auf diesem Stück trafen wir achtzehn eingeschneite und verunglückte Autos. Nun hätte ich Ihnen, meinen Sie wahrscheinlich, schreiben können, nachdem ich glücklich hier angelangt war. Aber zwei Tage später legte ich mich zu Bett und blieb zuerst einmal krank darin und um überhaupt wieder etwas in die Höhe zu kommen, habe ich jetzt schon fast vierzehn Tage mit dem Rauchen aufgehört, was eine gewisse Kunstfertigkeit verlangt und, wenn mir der Himmel nicht günstig gesonnen wäre wie beispielsweise in der letzten Nacht, in der ich davon träumte, bei einem opulenten Abendessen die ganze Zeit zu rauchen, eine nach der andern, dann wäre es doch noch schwieriger als es so ist. Und das Bild? Es ist glücklich und unbeschädigt hier angekommen und es hat eine schöne Fassung erhalten, die zu ihm gehört und in der nächsten Woche nehme ich es mit auf die Haar, wohin ich des Westfalentags wegen fahren muss, in demselben Auto, in dem wir zusammen jene denkwürdige Tour machten, bei der wir nur dadurch weiterkamen, dass wir uns von den Bergen ins Tal rollen und wieder heraufschleppen ließen. Die Zeiten sind verändert worden in den Jahren, aber unser Auto blieb zäh und widerstandsvoll, aber dafür kostet es auch noch viel Steuer. Wann kommen Sie? Das Frühjahr war schlecht und kalt, wir hoffen auf den Sommer. Ihnen und Ihrer Frau die besten Grüsse und Dank für den schönen Orden mit Schleife  
Ihr  
A Hatzfeld

## *Brief an Wilhelm Sparkuhle*

[Godesberg am Rhein]

15. 4. 39.

Lieber Herr Sparkuhle,

sollten Sie beim Militär sein, was ich nach Ihrem Brief annahm, so wünsche ich Ihrem zivilen Leben später die doppelte Erfüllung, sei es nun so oder so. Ich bin hier völlig verkrochen, sehe kaum Menschen, wenn sie nicht gerade zufällig die Strasse des Rheins herauf- und herabfahren, und bin nur der einen Aufgabe von mir selbst (nicht von den behandelnden Aerzten) unterstellt, diesen Kampf aufzunehmen, der hier gegen die Krankheit meiner Frau geführt wird. Von mir. [...]

Der Brief ist bei meinen dauernden Konzessionen vergessen liegengeblieben. Inzwischen war ich in Werne, Tecklenburg und Büren, liess am Sonntag meine Möbel einpacken, fuhr wieder hierhin und bleibe hier unter dem unheimlichen Geflimmer der Gestirne in die weitere Zukunft hinein. Ich arbeite nichts, ich schreibe kein Buch. Ich will dies Buch lieber in ein Menschenleben in das meiner Frau schreiben. Es ist ein schwieriges Problem, dies Problem »Kunst und Leben«, aber für mich hat hier das Leben den Vorrang und man entscheidet einen Konflikt nach den vorhandenen inneren Tatsachen. Ihnen alles Gute nochmals.

[Hatzfelds erste Frau Mathilde starb am 22. Juni 1939.]

*Brief an Otto Brües*

18. 7. 46

Rittergut Wildshausen

Lieber Herr Brües,

herzlichen Dank für Ihren Gruss. Ich freute mich, von Ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten. Man weiss ja nicht, wer wo und wie lebt und die wenigen Menschen und Kameraden im Rheinland sind in der Fremde zerstreut wie ein auserwähltes Volk. Lücken, Löcher und Abgründe sind gerissen und haben sich aufgetan und viele unserer Freunde leben nicht mehr, Binding, Paquet, Gmelin, Schickele, Ponten, Weinheber, Lersch, wer ist noch lebendig tätig im Westen und könnte seine Stimme erheben??? Wer wird eigentlich nicht von einer unverständlichen Zensur ganz oder teilweise zum Schweigen verurteilt, wenn, wie es jetzt geschehen ist unsere Freunde Jakob Kneip und Otto Gmelin auf der Liste der Zensur mit einem Teil ihrer Bücher stehen und die Heinrich Lerschstrasse in Köln abmontiert wird?

Ja, ich lebe in Godesberg, das ich nie verliess, wo ich die Stellung bis zuletzt hielt und das Hissen der weissen Fahne in unserer Strasse verhinderte, denn es musste ja auch ohne diesen Wimpel gehen. Das Schiffflein meiner Familie hat wieder Anker geworfen, die See ist manchmal noch rau und die Luft ist sehr diesig, aber das kleine Schiff schaukelt wieder leise, erleichtert von dem Goldschatz unserer Familie, mittelalterlichen Siegelringen, Dukaten, Perlen und Smaragden, aber wer bezahlte nicht lieber mit Gold die Zerstörung einer Welt, aber wo sind die Konturen, wo die Ausblicke, wo das Ziel? Das Ziel ist zwar klar, das heisst arbeiten und kämpfen, aber der Weg, wo ist dieser?

Was macht Ihre Arbeit? Mein Verleger Rütten und Loening liegt in der Sowjet-Zone, und fünfzehntausend Exemplare, die in Regensburg von meinem Buch »Flug nach Moskau« lagern, sind als militaristische Lektüre erklärt und wahrscheinlich inzwischen eingestampft und das diesem Buch, in dem die Frage nach dem Gewissen des Menschen gestellt wurde. Nun, auch das wird alles einmal wiederkommen, auch das Gewissen. Vielleicht gehe ich zu dem Verlag August Bagel in Düsseldorf. Leider hat er noch keine Lizenz. Alverdes wird Ihnen darüber Genaueres sagen können. Ich berühre diese Frage nicht meinetwegen sondern deswegen, weil ich nicht weiss, wie es mit Ihnen in dieser Hinsicht steht und ein Hinweis vielleicht gut ist.

Ich fahre jetzt wieder nach Godesberg zurück. Bleiben wir in Verbindung. Herzlichen Gruss an Sie und Ihre Frau. Ihr  
A Hatzfeld

*Brief an Amanda und Wilhelm Wulff*

[Bad Godesberg]

18. Februar 47.

Liebe Wulffs,

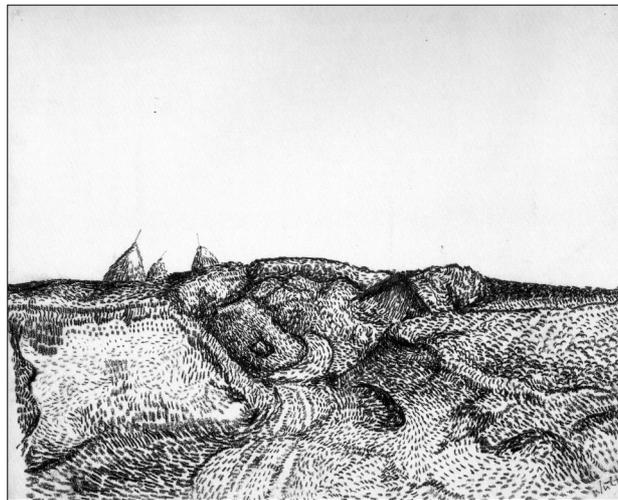
damals schrieben Sie mir, dass Wulff vor dem Rundfunk sprechen würde. Als Ihre Karte ankam, hatte er gerade am Abend vorher gesprochen. Irgendwann einmal war ich bei meinen Bekannten [Familie Cosack] auf dem schönen Gut [Wildshausen] bei Arnsberg und machte einen Abstecher auf die Haar, um Lebensmittel zu organisieren, da wir hier verhungern, und in diesem Zusammenhang (nein, nicht wegen der Lebensmittel) machte ich einen Spaziergang über den Haarweg und besuchte [Max] Schulze-Sölde, der mir unerfreuliche Dinge erzählte. Anfang Oktober fuhr ich nach Düsseldorf, um einmal zu sehen, wer eigentlich noch lebe, besuchte [Werner] Heuser als Direktor der Akademie und sah am ersten Tag manche Menschen und klappte bereits am Abend völlig zusammen, wurde hierhin transportiert und liege seitdem eigentlich, also fast fünf Monate, ohne mich recht zu erholen. »Hatzfeld hat ein Messer in der Brust«.

Heute kam Ihr Brief mit den Bildern, die recht gut sein sollen und Wulff? Nun, Wulff wie ein westfälischer Gott, ruhig, sich freuend, arbeitend, überlegend. Ach, welche Zeiten haben wir gemeinsam verlebt. Ich will nicht alles aufzählen, aber es waren vom Leben angefüllte Tage mit Arbeit, Haus, Himmel, Wolken, Menschen, Plastiken, Champagner, Brantewein, Blumen, Frauen, Mädchen, Gärten, Spiel, Musik, Bangen, Einsamkeit, Autofahrten, Alleen, Menschen, herrliches, blühendes, reifendes Land, Spielen der Unendlichkeit. »Hatzfeld hat ein Messer in der Brust«.

Ich habe einiges geschrieben, das ich Ihnen einmal selbst sagen möchte. Vielleicht eher als es heute aussieht. Ich drücke alle Daumen, dass Sie das Haus weiter verteidigen. Immer verteidigen, bis zum Letzten, nur über unsere Leichen, so mache ich das hier auch, zuletzt vor vierzehn Tagen, trotz des Messers in der Brust.

Ich wollte Ihnen heute auf alle Fälle antworten. Ich freue mich, dass ich Sie alle in Soest weiss. Mit herzlichem Gruss an Sie und Wulff

Ihr  
A v Hatzfeld



*Wilhelm Wulff: Soester Landschaft mit Heuhaufen  
(Federzeichnung 1912)*

## *Brief an Albert Steffen*

[Bad Godesberg]

12. März 47

Verehrter, lieber Herr Steffen,  
ich glaube, es war in Freiburg, als wir uns zum letzten Mal sahen, als der »Bund rheinischer Dichter« sich mit Freunden und Bekannten aus der Schweiz traf, um die Idee unseres Bundes sinnfällig zu machen, dass zwischen den Menschen aller Völker an der grossen Rheinstrasse das Gefühl einer Stromgemeinschaft lebendig sein müsse, um so vielleicht die erste Zelle eines europäischen Zusammenlebens darzustellen. Welche Zeiten liegen zwischen jenem Tag und heute. Dabei denke ich an die Tage nach dem ersten Weltkrieg und auch während des ersten Weltkrieges, als wir uns in München trafen. Welche Abgründe zwischen jenen Tagen und heute. Der Sinn meines Briefes ist der, wieder, wenn möglich, eine Beziehung herzustellen, die einmal auch äusserlich lebendig war. Ich habe seit jenem Tag in Freiburg nichts mehr von Ihnen gehört. Wir, das sind meine zwei Kinder und ich, sind in dem Krieg nicht umgekommen. Meine Frau starb wenige Wochen vor dem Ausbruch dieses Krieges. Sie hätte ihn nie ertragen. Wir haben unser Leben gerettet, viel an äusseren Werten ist fort, aber wir haben noch unser kleines Haus hier und sind dadurch vor Millionen Landsleuten bevorzugt. Ein Dach über dem Kopf zu haben, das ist unendlich viel bei uns. Wir schauen nach vorn, werden aber von all dem, was geschehen ist, nichts vergessen können unser Leben lang, garnichts. Manchmal habe ich arbeiten können, aber seit fünf Monaten liege ich fast ständig zu Bett wegen völliger Unterernährung und Muskelschwunds. Aber auch das wird vielleicht einmal vorbeigehen. Es hat viel Schlimmeres gegeben für

Millionen Menschen. Wir sehnen uns nach dem Frühling wie noch nie im Leben, wir haben Hoffnung, Glauben und Liebe. Vielleicht bin ich nach dem Krieg schonender behandelt worden, weil ich bis zum Jahr 1933 Vorsitzender der Rheinischen Liga für Menschenrechte war, wer weiss das? Während ich Ihnen schreibe, denke ich daran, dass mir die Bücher Rudolf Steiners verloren gegangen sind und da möchte ich fragen, ob es eine Möglichkeit gibt, sie durch Sie zu erhalten. Ich sehe aber vorläufig keine Möglichkeit der Bezahlung und wer weiss, wie lange man noch lebt. Ich lag oft viele Wochen und hatte die Augen auf eine ganz andere Welt gerichtet, die zwar der irdischen ähnlich war, vielleicht ist das zu viel gesagt, aber ich erkannte Dinge, die ich auch auf dieser Erde gesehen hatte. Wenn Sie eine Möglichkeit sehen, an diese Bücher zu kommen, so sagen Sie es mir doch oder wenn Sie das eine oder andere zur Hand haben, schicken Sie es mir doch bitte und schreiben mir einige Worte hinein, die bei Nachdenken etwas von der Unruhe nehmen können, in der man sich immer befindet. Drei Ihrer Bücher stehen dicht neben meinem Sessel in meinem Arbeitszimmer.

Ich habe eine Begierde, die mich fast wahnsinnig macht, ein paar Wochen einmal herausfahren zu können, nach Capri, in Sonne, in Ruhe, Ruhe, Ruhe, aber das wird uns noch lange verwehrt bleiben. Es wird auch noch viel Böses geschehen, wenn mich mein Gefühl nicht trügt.

Vielleicht erreicht dieser Brief Sie. Dann nehmen Sie meine herzlichen Grüsse und Wünsche für Ihr Leben und Ihre Arbeit

Ihr

A. v Hatzfeld

*Brief an Hans Friedrich Blunck*

[Bad Godesberg]  
24. 5. 1948.

Lieber Herr Blunck,  
dieser Brief sollte schon so oft geschrieben werden, dass es fast schon nicht mehr wahr ist. Ich hatte Ihnen dafür danken wollen, dass ich auf Ihre Veranlassung einige Pakete erhielt, die, und das ist wahr, mir vielleicht das Leben gerettet haben, denn, hätte ich sie nicht erhalten, ich wüsste nicht, wie ich durch all das Elend der Jahre und vor allem des letzten hätte hindurchkommen können. In drei Wintern bin ich so krank gewesen, dass es öfter an einem Seidenfaden hing, ob mein Leben abknackste oder nicht. Zuerst hatte ich monatelang eine Sehnenscheidenentzündung, die mich vier bis fünf Monate ans Bett fesselte und ich nur noch getragen werden konnte. Aber das war sanft. Dann stürzte ich in Düsseldorf infolge einer Hungerkarexie hin und lag sechs Monate und da war eines meiner Augen wochenlang auf die andere Seite dieses Lebens gerichtet. Zwei Sommermonate war ich scheinbar gesund, aber es bereitete sich heimlich etwas Infernalisches vor. Die Kugel in meinem Schädel begann sich nach vierunddreissig Jahren zu rühren, Entzündung auf Entzündung und schliesslich ging es in die Universitätsklinik, wo ich über drei Monate lag und der berühmte Chirurg Professor [Erich Freiherr] v. Redwitz mich zweimal operierte. Nach vier Monaten wurde ich als geheilt entlassen. Doch bald fing es wieder an und da Herr v. Redwitz gerade in der Schweiz war, ging ich zu einem anderen Chirurgen, der eine ganz andere Diagnose über den Platz stellte, an dem sich die Kugel befinden müsse. Dann ging alles glatt. Aber immerhin eine dritte Operation. Das war vor einigen Wochen. Zwischendurch

schien es dann manchmal, als ob man sein normales Leben führe, wenn ich auch zu meinem grossen Buch nicht kam. Immerhin schrieb ich eine Reihe von grossen Gedichten. Elly Ney gab ein Hauskonzert, Heinrich Zillich war ein paar Tage da und es war im Grunde doch wie ein Traum. Seelisch strengte mich die Sache mit der Kugel nicht an. Denn man muss ja immer in seinem Leben für das einstehen, was man tat, wenn es auch reichlich spät mit der Entwicklung des Eigenlebens der Kugel nach vierunddreissig Jahren kam. Dass ich aber jetzt zu einem Brief an Sie komme, das beweist immerhin einen Anstieg. Und in all dieser Zeit der Krankheit waren mir jene Pakete eine ungeheure Hilfe. Leider bin ich jetzt wieder etwas in Schwierigkeiten, denn der Kaffee, der mir gesandt wurde unter manch anderen Dingen, war und ist für mein Herz einfach nötig, aber ich mag mich natürlich nicht an diese netten Menschen drüben wenden, aber kaufen kann ich keinen, denn die Bedingungen, unter denen wir freien Schriftsteller leben, sind ja geradezu böse, zumal mein Verlag Rütten und Loening jetzt soviel ich weiss ein Teil des sowjetischen Staatsverlages ist.

Und wie geht es Ihnen? Ich habe ab und zu mittelbar von Ihnen etwas gehört, aber ob das stimmt, das weiss ich nicht. Man lebt ja voneinander so getrennt, als ob der eine in Tokio und der andere in Zentralafrika wohne. Ich glaube, dass das laufende Jahr das entscheidendste ist und dass wir nur in eine europäische Welt gehen können oder wir gehen ein. Leider weiss man nicht, was eigentlich gespielt wird. Ich hoffe, dass es Ihnen und Ihrer Gattin gut geht und ich würde mich freuen, wenn man sich einmal wiedersehen würde. Mit vielen Grüssen und den besten Wünschen für Sie und Ihre Arbeit bin ich Ihr

A. v Hatzfeld

*Brief an Amanda und Wilhelm Wulff*

Positano den 5. 11. 51

Liebe Wulffs,

wann ich Ihnen zuletzt geschrieben habe, ich weiss es nicht mehr und deshalb ist es so schwer, irgendwo anzufangen. Dass der Anfang sei, es möge Ihnen gut gehen, ist so selbstverständlich wie die Sonne über unserer Erde. Aber dann. Wo beginnen, wenn sicher Jahre vergangen sind. Ich wähle irgendeinen Punkt, der jetzt zwei Jahre zurückliegt. Da war ich in Hagen, wo ich auf Bitte von Frau Rohlf's zu einem Jahrestodestag ihres Mannes [Christian Rohlf's] sprach. Dort traf ich auch Ihren Bruder und Schwager [Eberhard Viegener]. Als er einmal an mir vorbeikam, rief ich ihn an. Was soll man Feindschaft haben in seinem Leben, die unnötig ist, und so verbrachten wir diesen Abend wenn auch nicht allein so doch im Gespräch über mancherlei aus der dortigen Gegend. Vor drei Jahren hatte ich eine sehr schwere Lungenentzündung, von der ich ein scheussliches Bronchialasthma zurückbehielt, und da mein Verleger mir dann auch grundlos den Vertrag aus politischen Gründen kündigte und ich sowieso kein Geld hatte, war die Zeit nicht gerade angenehm und zum Schreiben wenig geeignet. Vor zwei Jahren starb auch meine Mutter in Beuron, aber ich meine, dass ich Ihnen dies wenigstens mitgeteilt hätte, aber wer weiss? So ging das eine Jahr und das andere kam und im letzten Jahr reihte sich ein Regentag an den anderen, es gab keinen Frühling und es gab keinen Sommer und nur die Kraniche sah ich in jedem Jahr von dort oben kommend über den Rhein ziehen. Und man selbst? Nun, man verwehte im Wind. Doch als ich plötzlich eine Möglichkeit hatte, einmal wieder ins Ausland zu können, da nahm ich sie wahr, und so bin ich seit vier

Monaten in Italien, zuerst in der Toscana am Meer und jetzt zwei Monate schon hier und ich hoffe, nicht vor dem nächsten Sommer zurückkehren zu müssen.

Man versucht zu arbeiten, aber es fließt nicht. Ich soll mich ja hier ganz erholen, aber dies »ganz« wird wohl nichts werden, aber es ist besser geworden. Auch hier ist der Sommer wechsellvoll gewesen und der Herbst ist es auch. Die Zitronen werden gelb, die Apfelsinen sind noch grün, das Meer ist oft von einer Bläue wie sie unwahrscheinlicher nicht sein kann, manchmal türkisfarben, seegrün, stahlblau oder silbern oder alle Farben durcheinandergemischt. Doch auch hier sinken die schönen Blätter der Walnussbäume melancholisch zur Erde und wohl erst im Februar werden die ersten Knospen aufbrechen. Am Meer der Toscana verlebten wir einige menschlich bewegte Wochen zusammen mit Edschmid, dessen »Liebesengel« Sie einmal lesen sollten, und Ignazio Silone zusammen. Capri ist immer noch die Insel der Seligen und der Maler Bageere [Eduard Bargheer] malt noch immer auf Ischia.

Und was tun Sie? Arbeiten? Plastiken müssen entstehen, rund wie die Erde, gespannt wie der Rücken eines Mannes, der fischt, und gepresst wie die Figuren der Frauen, die hier grosse, schwere Krüge auf dem Kopf die Treppen heruntertragen, und so leicht wie ein springender Knabe, der seine schwarzen Ziegen diese Treppen heraufführt, indem er sie nur mit einer hauchdünnen Bewegung seiner Jacke leitet, die er in den Händen schwenkt. Und was macht meine »Frau ohne Kopf«? Und was macht das heilige Soest? Heute Nachmittag erzählte ich gerade dem Hausmädchen die Darstellung des Abendmahls in der Wiesenkirche. »Molto interessante, molto, molto« und ich erzählte ihr vom Schinken, der in Westfalen der Inbegriff des zu verwandelnden Fleisches sei, und gestern hatte mich dies Mädchen gefragt: »Können Sie mir sagen, ob die Toten auf dem Friedhof, wenn wir

ihnen zu Allerseelen Blumen und Kerzen auf das Grab stellen, diese sehen können? Ich weiss es nicht. Ich glaube und glaube nicht. Wissen Sie es?« Ich sagte: »Nein, ich weiss es nicht.«

So verbringt man seine Tage, indem man für andere das Zeitalter der Aufklärung übergeht, aber für sich immer klarer sieht. Hier im Süden klingt mir das uralte Lied: »Heute ist vorgestern und vorgestern ist übermorgen oder in einem Jahr.«

In Kürze erscheinen im Hundt-Verlag meine Gedichte wieder, darin ungefähr ein Drittel neuer Gedichte. Ich würde Ihnen das letzte gern aufschreiben. Aber der Mond, der Mond, und dazu ist Schirokko, der Wind aus Afrika. Wenn Sie ihn kennen, dann wissen Sie Bescheid. Sollten Sie ihn nicht kennen, so will ich zu seiner Charakterisierung nur sagen, dass Verbrecher in Süditalien bei Verbrechen, begangen während eines Schirokkos, mildernde Umstände erhalten.

Leben Sie wohl. Möge es Ihnen gut gehen. Das Mädchen Rut [Faßbender], Sie wissen ja, Sie an der Steinkiste, und Sie, liebe Frau Wulff bei den Worten, die Sie sagten »Du bist wie eine Blume...«, ist auch hier und lässt Sie beide herzlich grüssen und Ihnen sagen, dass wir nach unserer Rückkehr bald einmal zu Ihnen kommen würden. Dann muss Wulff aber arbeiten! Herzlich

Ihr

A. v. Hatzfeld

## Ewiger Morgen

Es sank die Nacht, mein Herz war angefüllt  
vom Glück des schönen Tages bis zum Rand,  
und während sich der Berg in Nebel hüllt,  
dacht ich an dich nur, die ich heute fand.

Was ich gelacht und was ich je geweint  
aus Schuld, Verhängnis, Traum und schönem Wahn,  
in dieser Stunde fühlt ich es geeint,  
die Sterne zogen ruhig ihre Bahn.

Und alle Wege, die mein Leben ging,  
sie lagen klar vor meinem Blick im Licht.  
Was Ewges ich von Menschen je empfing,  
ich fühlte es, es rührte mein Gesicht.

Der Berg ward dunkel wie die Welt umher,  
in tiefe Ruh versank des Herzens Glück,  
bis aus des Morgens stiller Wiederkehr  
sich leuchtend hob des Tages Licht zurück.

Dann schwebt erglühend aus der Erde Raum  
blitzend und schimmernd aus der Nacht hervor,  
getragen von der Wolke Purpursaum,  
der Gott der Schöpfung in die Welt empor.

1951

## Ruhlos

Der du nicht schläfst und immer ruhlos wachst,  
in deinem Blut verspürend nur das Gift  
der Liebe, das du heftiger entfachst  
mit jedem Herzschlag, der dich schmerzhaft trifft,

gleichzeitig träumend, du seist eingeschifft  
zu schönem Eiland, wo du froh erwachst,  
unruhig fühlst du, wie der Geister Schrift  
die Welt verwandelt, ob du weinst und lachst.

In deinen Feuern brennst du wie im Wahn.  
Du suchst ein Antlitz, das ins Herz dich trifft,  
du weichst ihm aus und fühlst es selig nahn,

du hebst den Blick, wie du es oft getan,  
zu schau'n der Augen tiefverborgne Schrift,  
und sinkst aus deines Lebens sicherer Bahn.

1951

## Der Verräter

Was dir mein Blick, von dir noch unerkant, verkündet,  
ich fühlt dein Herz so klopfen, wie du fühltest meines.  
War Schicksal diese Nacht, die uns so jäh verbündet,  
daß unsre Herzen schlugen klar und tief wie eines,  
oder ein Trugbild nur vom Trunk des süßen Weines,  
Wahn und Verhängnis dies, daß Herz im Herzen mündet?  
Du sprachst, daß ich dich nur im Licht des Widerscheines  
des fernen Liebsten sah, dem wahrhaft du verbündet.  
Voll Bangen lag ich im Erkennen deiner Seele.  
Auf deinen nackten Gliedern lag der Widerschein  
und Glanz des Schöpfers, schön und sonder Fehle.  
Nicht wissen wollend, daß ich dir den Liebsten stehle,  
daß du von dieser Stunde würdest einsam sein,  
deshalb kommt jedes Wort mir stockend aus der Kehle.

1951

## Der Tod

Er naht mit leisen Schritten und ich fühl es gut,  
ich fühl es ganz von fern, wie nicht mehr mitten  
im Leben, was ich tue, steht und ruht,  
und so kann ich den Tod um nichts mehr bitten.

Doch weshalb kommt zu Pferd er nicht geritten,  
mit Gold gezäumt, wie es ein Reiter tut,  
der in ein neues Reich nun führe, die, die litten,  
wohl in ein ewiges Reich, voll Glanz und Glut?

Ich öffne meine Tür, daß er zu mir herein  
kann treten so als sei ich sein,  
ich seh ihn nicht und bin von Lauschen nur erfüllt.

Fern gehen seine Schritte und ich bin allein.  
Stumm steht an meiner Tür ein Mann, tritt er nicht ein,  
die Fackel seiner Hand gesenkt und rauchverhüllt.

1951

## Auf dem Fluß

Wenn im Kahn ich fahre auf dem Fluß,  
immer ich dies Eine denken muß,  
wie der Wellen unruhvolle Flut  
nie seit ihrem Ursprung hat geruht,  
nur ein Ziel erkennend ihrer Bahn,  
aufzuehn im großen Ozean.

Durch des Sommermittags schwüle Luft  
zieht der Wasserrosen süßer Duft,  
wie gebannt von einem Zauberwahn  
treib ich weiter in dem offenen Kahn,  
neben mir im Wasser still und mild  
seh ich spiegeln sich mein eignes Bild.

Doch ist meiner Augen dunkle Glut  
unruhvoll nicht wie der Wellen Flut,  
diese Glut, bewegend meinen Geist  
wie das Lied, das ewig in mir kreist?  
Ruhig gleitend, ohne daß ich's will,  
liegt das Boot am Schattenufer still.

In das Wasser nun mein Auge sinkt.  
Ist's ein Ruf, der aus der Tiefe dringt,  
dieses Rufen der verhexten Braut,  
die zu lang ihr Spiegelbild geschaut,  
die in schönem Wahne sich ertränkt  
in dem Bild, das auf dem Wasser hängt?

Schwelend steigt das Wasser um mich her.  
Ist es aller Toten Wiederkehr?  
Wer Verräter war, wer Freund und Feind,  
schon sind sie in bleichem Tanz vereint,  
und sie rufen zu mir fürchterlich,  
daß die Schuld ich ihnen nicht beglich.

Hielt ich denn nicht ihre zarte Hand,  
als sie gingen in das Totenland,  
hab ich brüderlich denn nicht gewacht,  
ihnen sanft die Lider zugemacht?  
Alle Seufzer ihrer wehen Lust  
ziehen atmend jetzt durch meine Brust.

Durch des Ufers Schilf klagt weh ein Hauch.  
War ich selbst nicht ein Verräter auch?  
Ach, es lockt das Wasser immerzu  
hinzusteigen in der Toten Ruh,  
wo nur Friede ist und wo kein Schmerz,  
endlich ausruht das gequälte Herz.

Tief ins Wasser sich das Ruder senkt,  
wieder von der Wellen Flut gelenkt.  
Um mich breitet sich das reife Land,  
von des Himmels Bläue überspannt,  
und des Sonnenlichtes warmer Schein  
schließt mich fest in seine Arme ein.

Und ich schaue rundum, Feld um Feld,  
sinnvoll von des Menschen Hand bestellt,  
reifen Kornes goldne, lange Reihn  
sammeln sie auf hohen Wagen ein,  
wo vereint sich Mensch zu Mensch gesellt,  
um mich flutet eine neue Welt.

Und ich seh von Himmelsend zu End  
Sonn und Mond sich drehn am Firmament,  
hinter ihnen fern im Weltenplan  
andre Sonnen ziehen ihre Bahn,  
was ich glaube, was ich festgelegt,  
Alles fließt und Alles ist bewegt.

Hin zum Westen sinkt der Sonne Schein,  
ruhig ziehe ich die Ruder ein,  
in des Lichtes Glanz und Abendrot

liegt das Land und ich und liegt mein Boot,  
und ich lausche, wenn der Nebel zieht,  
still der Wellen ruhelosem Lied.

1951

### Abendgebet

Send einmal nur, du Vater unsrer Erden,  
den Schlaf zu mir, der immer ruhlos wacht,  
laß meine Seele still und friedvoll werden  
wie alle Dinge dieser Sommernacht.

Ich weiß, daß draußen immer Geister gehen  
und finstre Kräfte ihre Lüste braun,  
laß sie nur ruhig meinen Schlaf umwehen,  
der sich dir schenkt in kindlichem Vertraun.

Senk in mein Haupt ein winzig Korn vom Samen  
des Mohns, der sanfte Glut entfacht,  
und preisen will ich deinen ewgen Namen  
wie ein Soldat nach einer blutgen Schlacht.

1951

## Terzinen der Liebe

Nacht ist um uns, es kreisen die Planeten  
und ziehn um ferne Sonnen ihre Bahn.  
Ein Klingen ist in uns von langverwehten,

uralten Liebesliedern, die Gott Pan,  
der tote, einst auf schöner Flöte blies,  
hinwandelnd auf der Erde weitem Plan.

War er's, Geliebte, der mich zu dir wies  
und dich zu mir in dieser nächtgen Stunde,  
in unsres Fühlens feuriges Verließ?

Ach, nirgends brennt der Seele tiefe Wunde  
so leicht entzündbar, da wir überfallen,  
nichts Böses ahnend, stehn im Liebesbunde.

Geschickter stellt kein Jäger seine Fallen,  
spürst du, spür ich der Herzen sehrend Schlagen  
und wir im Kuß dem Gott anheimgefallen.

Herz klopft an Herz, ohn Bangen, ohne Fragen,  
ein Atmen nur, ein Fühlen immerzu,  
der Seele Liebe sehrend auszusagen.

Du bist das Licht des Tags, Geliebte du,  
in meines Denkens wunderbaren Stillen,  
du bist der Stern der Nacht, du bist die Ruh

in meines Lebens tiefem Arbeitswillen  
aus mir das Allgemeine zu gestalten.  
Von draußen dringt der scharfe Ton der Grillen,

wir lauschen bang, den Atem angehalten,  
und wie wir suchend zueinander drängen,  
verschmelzen uns die irdischen Gewalten.

Wie müde Wanderer an den Gipfelhängen  
erhabner Berge selig ruhn und schauen,  
wie aus den fernen Ebenen und engen  
Schluchten und Tälern in den hohen blauen  
Himmel die überirdisch schönen Welten  
im Lichte großer Sonnen sich erbauen,  
so ruhn wir glücklich in den Traumgezelten,  
dem Toten und Lebendigen verbunden,  
in blauer Sommernacht, der sternerhellten.

1951

## Die Erscheinung

Wenn des Abends dunkle Schleier sinken,  
nur im Westen glimmt ein liches Rot,  
seh ich eine Frau am Gartentore winken,  
meiner Mutter gleichend, die schon lange tot.

Will ich aus dem Hause zu ihr gehen,  
einmal noch zu fassen ihre Hand,  
daß sie meine Unruh möchte doch verstehen,  
ist ihr Bild verschwunden spurlos in dem Land.

Und zurück mit scheuen Schritten gehend,  
dreh ich wieder mich zum Gartentor,  
und mir ist, als ob aus dunstgen Lüften wehend  
mit der Hand mir winkend trete sie hervor.

Nebel liegt auf meinen grauen Haaren,  
ja, du hast sehr viel um mich geweint,  
willst du mir, die tief verwandt wir waren,  
jetzt ein Zeichen geben, daß wir bald vereint?

Frostger Schauer fällt in meinen Rücken,  
daß du, Mutter, solchen Abend bringst,  
keiner kann vom Tod das Leben überbrücken,  
und ich sehe dich doch stehen wie du winkst.

1951

## Nachwort

Das Gesicht immer etwas erhoben, Licht auffangend, als ob er danach greifen wollte, ging er abseitig seine Wege, herb und doch um Zuneigung werbend.

So heißt es in einem biographischen Abriß Wilhelm Schultes über Adolf von Hatzfeld, und wirklich scheint in diesem Bild das ganze Wesen des westfälischen Dichters eingefangen, sein aristokratischer Hochmut und seine menschliche Demut, die dunkle Einsamkeit des Blinden wie die lichte Sehnsucht des Sehers nach gläubiger Gemeinschaft. Es ist nicht leicht, solche in sich zerrissenen Menschen zu lieben, und wenn Hatzfeld lange Zeit vergessen war, ehe er 1992, anlässlich seines 100. Geburtstags, mit dem Sammelband *Franziskus und andere Dichtungen* wiederentdeckt wurde, so auch deshalb, weil ihm sein Werk immer wieder zum Bekenntnis eigener Zweifel und Konflikte diene. So suggestiv seine Gedichte und Erzählungen auch die Landschaften Westfalens oder des Rheinlands beschwören, es sind zuletzt doch immer Seelenlandschaften, in denen der Leser sich mit dem Autor zu verlieren droht. Gerade diese existentielle Dimension, die so viele verstört, hebt Hatzfelds Werk bei aller Affinität zur Heimat über eine nur regionale Bedeutung weit hinaus und macht es repräsentativ für die Moderne, in der die Krise des Ich, der Verlust überkommener Werte und Bindungen, das alles bestimmende Thema ist. Kein westfälischer Heimatdichter mit tröstenden Idyllen vom Lande ist zu entdecken, sondern einer der herausragendsten und beunruhigendsten Schriftsteller der expressionistischen Generation aus Westfalen. Dies beweisen nun auch die Texte des vorliegenden Lesebuchs, das zum 50. Todetag von Adolf von Hatzfeld erscheint.



*Adolf von Hatzfeld (1892-1957)*  
*Ölgemälde von Ernst Hase*

Am 3. September 1892 als zweites Kind des Amtsrichters Kaspar von Hatzfeld und dessen Frau Maria geb. Goesen in Olpe im Sauerland geboren, verlebte Adolf Franz Iwan Kaspar von Hatzfeld seine Kinder- und Jugendjahre in Hamm und Düsseldorf. In Hamm besuchte er die Volksschule, die katholische Rektoratsschule und das humanistische Gymnasium. Die Ferien verbrachte er regelmäßig in Münster, dem Heimatort der Eltern. Auf ihm lastete die Tradition eines tausendjährigen Adelsgeschlechts; zwar hatte die Familie bereits im 17. Jahrhundert das Gut Schweckhausen bei Soest aufgeben müssen und war danach ins bürgerliche Beamtentum abgesunken, aber gerade dieser Verlust heroisierte die adlige Herkunft und evozierte Forderungen an das Pflichtbewußtsein der Nachfahren, denen der überaus labile Knabe von vornherein nicht gewachsen sein konnte:

Die Hintergründe meines Lebens sind nicht ich,  
dies sind die Väter, die mich schwer umkreisen,  
ihr unerlöstes Blut ertrage ich  
und fühle meine große Sehnsucht langsam sich vereisen,

heißt es später in der *Westfalenballade*. Zunächst noch vom Vater angeleitet, flüchtete Adolf in die umgebende Natur der westfälischen Heide, die ihm zum Inbegriff anarchischer Freiheit wurde.

Im Jahre 1905 wurde der Vater an das Oberlandesgericht in Düsseldorf versetzt und bald darauf zum Senatspräsidenten ernannt. Adolf ging auf das humanistische Hohenzollerngymnasium. Heftiger als andere durchlitt er seine erste Liebe und Pubertätskonflikte. Noch in Düsseldorf schrieb er erste Gedichte, auch versuchte er sich im Zeichnen, für das er eine natürliche visuelle Gabe besaß. Regelmäßig besuchte er das Schauspielhaus von Louise Dumont und Gustav Lindemann, wo ihn vor allem die sonntäglichen *Morgenfeiern* Herbert Eulenbergers beeindruckten. Auch hier boten sich ihm Fluchtwege aus

der häuslichen Enge, und schon bald rebellierte er aggressiv gegen die bürgerlich-katholische, wilhelminisch bornierte Welt des strengen Elternhauses, die sich in Schule und Kirche fortsetzte.

Der traumatische Konflikt zwischen einer früh erwachten Sinnlichkeit und ihrer radikalen Stigmatisierung durch ein patriarchalisches Dogma, das in der ersehnten Frau nur die Sünde zu sehen vermochte, mußte dann beinahe zwangsläufig zur Katastrophe führen. Jahre des Scheiterns, von ständigen Schuldgefühlen beschwert, gingen ihr voraus. Für die rigide Ordnung des katholischen Gymnasiums in Düsseldorf untragbar geworden, mußte Adolf seine letzten beiden Schuljahre in der Abgeschiedenheit eines Konvikts in Emmerich am Niederrhein verbringen; auch hier verletzte er die Schuldisziplin und fiel durch Schuldenmachen auf, bestand aber immerhin im Frühjahr 1911 am Königlichen Gymnasium das Abitur. Entschlossen, der Enge in die Weite zu entkommen und Überseekaufmann zu werden, ging der Abiturient dann als Volontär der Himalaja Tea Company nach Hamburg, erwies sich aber schon nach wenigen Monaten als ungeeignet und wurde vom Vater zurückgeholt, weil er wieder Schulden gemacht hatte, ohne sie zurückzahlen zu können.

In der romantischen Vorstellung, damit »seinem Volk« zu dienen, entschloß Hatzfeld sich nach einem Aufenthalt im Kloster Maria Laach für die Offizierslaufbahn und wurde im Herbst 1911 Fahnenjunker beim *Westfälischen Jäger-Bataillon Nr. 7* in Bückeburg. Die soldatische Wirklichkeit, die Arroganz der durchweg adligen Offiziere und der Stumpfsinn des Kasinolebens, desillusionierten ihn nur allzu rasch; ein Einsatz im Kohlenrevier Radbod, bei dem er sich weigerte, auf streikende Arbeiter zu schießen, führte schließlich dazu, daß er seine Ideale zynisch verriet und sich wie seine Kameraden selbstver-

gessen in Vergnügungen stürzte, die er sich weder moralisch noch finanziell leisten konnte.

Seit Januar 1913 besuchte der Fähnrich die Kriegsschule in Potsdam. Als er zum wiederholten Mal seine Schulden nicht bezahlen konnte, wurde er im Sommer zu seinem Bataillon nach Bückeberg zurückgeschickt. Nach dem Willen des Vaters, der die Familienehre beschmutzt sah, sollte Hatzfeld nach Kanada auswandern. Die Gemeinheit eines Offiziers, der ihn vor der Entlassung noch mit einer Arreststrafe belegte, weil er ohne Verschulden verspätet in Bückeberg eingetroffen war, ließ den Zwanzigjährigen jedoch verzweifeln: Am 17. Juli ging er in den Bückeberger Wald und richtete die Waffe auf sich, traf sich aber so unglücklich, daß er nur erblindete; die Kugel zerriß die Gesichtsnerven, prallte am Nasenbein ab und blieb im Schädelknochen stecken. Nach kurzen Aufenthalt in der Augenklinik Minden und in der Heil- und Pflegeanstalt Bonn, wo er im August auf seinen Geisteszustand untersucht wurde, brachte man ihn nach Düren ins Annaheim, wo er von September 1913 bis April 1914 Blindenschrift, Schreibmaschine und Kurzschrift lernte.

Es ist das tragische Wunder im Leben Adolf von Hatzfelds, daß ihn erst seine Erblindung sehend werden ließ, ihm eine neue Zukunft wies und ihn zum Dichter erhob. Noch im Blindenheim in Düren, in dem er nach der Höllezeit im Irrenhaus auf ein neues Leben in Dunkelheit vorbereitet wurde, entdeckte er seine Berufung zum Schriftsteller, schrieb Gedichte und Novellen und begann sogar einen ersten, heute verschollenen Roman. Große literarische Pläne begleiteten ihn im April 1914 auch nach Frankreich, wo er sich als Sprachlehrer für Französisch ausbilden lassen sollte und im Château de l'Homes in Villiers (Normandie) wohnte. Der Ausbruch des Weltkriegs zwang ihn jedoch schon nach wenigen Monaten zur Rückkehr nach Deutschland, die er mit

weiteren Ereignissen dieser Jahre später in der Novelle *Die beiden Freundinnen* beschrieb.

Während des Krieges studierte Hatzfeld Germanistik, Philosophie, Kunstgeschichte und Neue deutsche Literatur in Münster, Freiburg i. Br. und Marburg; im Januar 1919 wurde er in Freiburg bei Philipp Witkop über *Achim von Arnims »Kronenwächter«* promoviert. Es waren harte Studienjahre, mit demütigender Abhängigkeit von der Hilfe anderer, der quälenden Loslösung von den innerlich versteinerten Eltern, heftigen Glaubenskämpfen und einer der mehreren Liebestragödien im Leben Hatzfelds, die im Sommer 1916 zu einem Nervenzusammenbruch führte, aber über all diese Leiden hinweg hob ihn nun das Schreiben, das die Dinge verwandelte und in der Erinnerung zum Leuchten brachte. Bereits 1916 konnte er ein erstes Bändchen mit noch neuro-mantischen *Gedichten* veröffentlichen, mit Versen in der schwermütigen Weise des bewunderten Rilke, die Eigenständigkeit durch heftige Subjektivität ersetzen. Die dort spürbare Inbrunst, in der das Erlebnis unmittelbar nachwirkt, war es wohl, was die Schauspielerin Tilla Durieux beeindruckte und dazu bewegte, den jungen, unbekannt und blinden Dichter aus der Provinz am 4. Februar 1917 in ihrem Berliner Salon lesen zu lassen, ein Ereignis, das für Hatzfeld zur Lebenswende wurde, weil es ihm den Zugang zur literarischen Avantgarde eröffnete und es möglich machte, daß sein Bekenntnisbuch *Franziskus* (1918) und die Gedichtsammlung *An Gott* (1919) im renommierten Verlag von Paul Cassirer erschienen, wo sie beinahe über Nacht den Ruhm des abseitigen Westfalen begründeten.

Das Buch *Franziskus*, das Hatzfeld im Sommer 1917 in nur wenigen Tagen schrieb und seinem Vorbild Rilke widmete, in dessen erinnerter Atmosphäre er im Herbst des Jahres einige Wochen in der Nähe des Worpsweder Barkenhoffs von Heinrich Vogeler gelebt hatte, darf als

ein Hauptwerk des deutschen Expressionismus gelten, und dies, obwohl er zu der Zeit noch kaum beeinflusst war vom großstädtischen Modernismus seiner Altersgenossen, die sich rühmten, unvergeßliche Werke zu schaffen, wenn sie die herkömmliche Syntax ignorierten. Was die Erzählung heraushebt und damals wie heute zu einem erschütternden Leseerlebnis macht, ist ihre unbedingte Wahrhaftigkeit. Nichts anderes beschreibt Hatzfeld im Schicksal des Archivratssohnes Franziskus Drosse als sein eigenes bisheriges Sein, vom rauschhaften Naturerlebnis der Kindheit über die Leidensjahre der Jugend bis zur Selbstzerstörung und zur dichterischen Erweckung, von der es euphorisch heißt: »Aber er zerschlug die Wirklichkeiten der Dinge mit seinem Künstlerwillen, der an diesem Tage in ihm aufstand.« Objektiviert wird der ganz aus der Innenschau gestaltete Bericht allein durch die Er-Form und durch einen bewußten Stilwillen, der stets die Kongruenz von Inhalt und Sprache wahrt, sei es in den hymnisch überhöhten Naturbeschreibungen des Anfangs, den rhythmisierten Momentaufnahmen wachsender Verwirrung oder den assoziativen Tagebuchaufzeichnungen des Schlusses. Wenn Hatzfeld sich später selbstbewußt erinnerte, in seiner Erzählung habe er »radikal mit der Erstarrung des Wilhelminischen Zeitalters« gebrochen, so ist dies keineswegs übertrieben: In der Auflehnung des Helden gegen die verhärteten Ordnungen in Kirche, Staat und Familie, im dionysischen Lebensgefühl und im Pathos der Brüderlichkeit vermochte sich die ganze junge Generation wiederzuerkennen, die in jenen Jahren sinnlos in den Schützengräben des Weltkriegs verblutete.

Mit dem Lyrikband *An Gott* etablierte sich Hatzfeld endgültig als eine der größten Hoffnungen des Expressionismus. Viele der Gedichte nahm er in immer neuen Überarbeitungen auch in seine späteren Sammlungen auf, und einige, wie *Heideföhre*, *Reitjagd* oder die *West-*

*falenballade*, gehören zu seinen bekanntesten überhaupt. Die lyrische Entwicklung Hatzfelds, der insgesamt nicht mehr als zweihundert Gedichte geschrieben hat, läßt sich daher kaum aufzeigen; immer vom erlebten Augenblick ausgehend, wandte er all seine Energie darauf, diesen ins Zeitlose zu erheben und so etwas Vollkommenes, Ewiges zu schaffen. Ein Zeitgenosse (Kurt von Stutterheim) hat sich erinnert:

Seine Dichtung war ein Hymnus auf die Kräfte des Lebens, mochten sie sich im Sturm der Wälder und Meere oder in der Liebe der Geschlechter ausdrücken. Ein unerbittlicher Kritiker seiner eigenen Kunst, ließ er keinen Vers bestehen, hinter dem nicht das Vibrieren des Weltalls spürbar war. Alles andere verwarf er als literarische Spielerei.

Zu solcher »Spielerei« rechnete Hatzfeld offenbar auch die destruktiven Sprachexperimente der expressionistischen Neuerer, denn formal sind die meisten seiner Gedichte eher konventionell gebaut. Was sie gleichwohl mit dem Expressionismus verbindet, zu dem er sich in seinem Aufsatz *Bestrebungen und Ergebnisse* auch programmatisch bekannte, ist ihr ekstatischer Gestus und ein kosmisches Weltbewußtsein, das in den pantheistisch begeisterten Naturgedichten ebenso lebendig ist wie im Schrei des Einsamen, der Augenblickshingabe des Liebenden oder dem Zorn des Verzweifelten, der den allgegenwärtigen Gott anklagt.

Du bist das Zeichen. Du bist der Komet,  
der plötzlich rauschend an dem Himmel steht.  
Wir gehen gottverlassen, sinnlos und verdreht  
und greifen tief in das verquälte Herz  
und zerren, was an Glauben noch besteht,  
dies bißchen Liebe aus dem großen Schmerz.

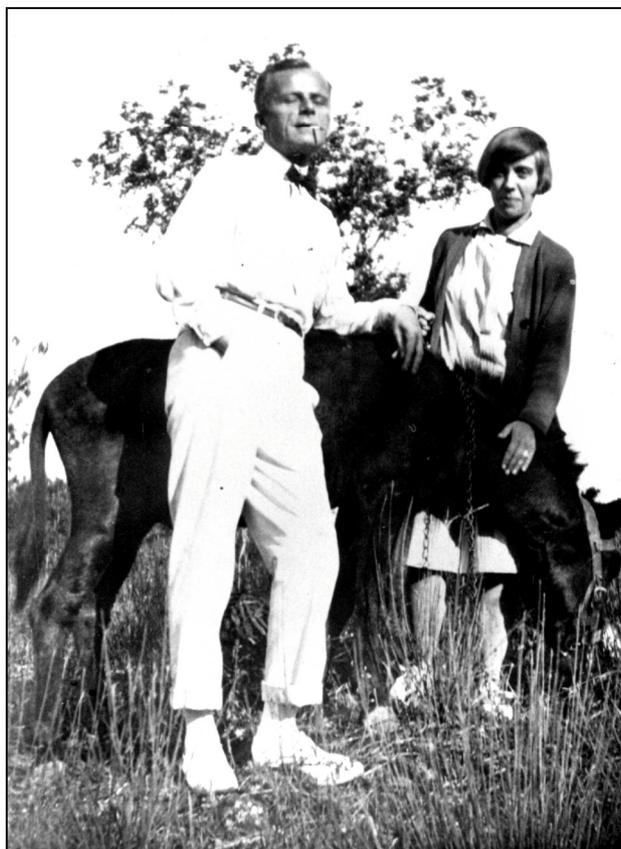
Man hat in diesen Gedichten, in denen das lyrische Ich ständig gegen die Unmöglichkeit anrennt, zu glauben, zu lieben und zu vertrauen, eine westfälische Eigenart sehen

wollen, und Hatzfeld selbst hat zu diesem Verständnis beigetragen, indem er Westfalen (vgl. *Westfalen und seine Dichter*, S. 28 ff.) das »Land der sich verzehrenden Dichter« nannte, dessen natürliche Abgeschlossenheit sie den Dämonen der Vergangenheit und des eigenen Innern ausliefere. Was seine Dichtung jedoch wenigstens ebenso sehr bestimmte, sie intensivierte und zugleich begrenzte, war sein persönliches Schicksal der Blindheit; sie erklärt sowohl die beinahe hemmungslose Subjektivität und die kompensierende Sinnhaftigkeit wie die enge Bindung an Westfalen, an das einzig *gesehene* Land der Erinnerung. Nicht zuletzt macht sie begreiflich, weshalb der Dichter immer wieder zu den gleichen Motiven und Bildern zurückkehrte und sich nur mühsam neue Stoffe erarbeiten konnte.

Ein extremes Beispiel für Hatzfelds Unvermögen, die Grenzen des Erfahrenen in der Phantasie zu überschreiten, ist sein zweites Prosabuch *Die Lemminge*, das er bald nach dem Krieg an seinem neuen Wohnort in München schrieb, das aber erst 1923 im avantgardistischen Verlag von Paul Steegemann in Hannover erschien. Erst 1993 kam es zu einer Neuveröffentlichung. Auch den *Lemmingen*, in denen Hatzfeld vor dem Hintergrund der Revolutionswirren mit grellen, oft schockierenden Übersteigerungen ein wahres Pandämonium unseliger Liebes- und Haßbeziehungen entfaltet, lagen eigene Erlebnisse zugrunde; der Protagonist Iwan Wagner, ein westfälischer Schmerzensmann, ist unverkennbar ein verklärtes Selbstbildnis, und auch die Frauen, die ihn schicksalhaft anziehen und abstoßen, haben reale Vorbilder, aber diese Wirklichkeitselemente fügen sich hier nicht zur geschlossenen Fabel, im Gegenteil geraten sie permanent in Widerspruch zu der Absicht, den überindividuellen Konflikt zwischen geistiger und körperlicher Existenz aufzuzeigen und den Menschen durch seine Todesverfallenheit zu definieren. Für das Verständnis des Dichters ist

der Roman gleichwohl von eminenter Bedeutung, denn natürlich werden seine charakteristischen Eigenschaften – das Bekenntnishafte, die Sinnlichkeit und das pantheistische Naturgefühl – in der Übertreibung besonders scharf konturiert.

Der außergewöhnliche Erfolg des *Franziskus* ermöglichte Hatzfeld weite Auslandsreisen, die ihn in späteren Jahren bis nach Nordafrika und Persien, in den Sudan und auf die Krim führten, vor allem aber immer wieder nach Italien und Flandern. Zum nachhaltigsten Reiseerlebnis wurde für ihn der Sommer 1921, den er in der Künstlerkolonie Positano verbrachte, einem bizarr-romantischen Felsenest am Golf von Salerno, das der Düsseldorfer Maler Karli Sohn-Rethel entdeckt hatte und das immer wieder auch Schriftsteller anzog. Als Frucht dieses rauschhaften Sommers voller Sonnenglut und erhitzter Sinne erschien 1923 in den *Aufsätzen* der Reisebericht *Positano*; später folgten bibliophile Einzelausgaben dieses in Farben und Formen schwelgenden Reisebekenntnisses. Wie kein anderes seiner Bücher offenbart *Positano* die ursprünglich visuelle Begabung des Dichters und seinen inneren Sieg über die Blindheit, die er auch im Leben vergessen machen konnte. Freunde wie die Malerbrüder Karli und Otto Sohn-Rethel oder der mythenreiche Gilbert Clavel, auf dessen ins Meer vorgeschobenen Sarazenturm Hatzfeld die meiste Zeit verbrachte, ersetzen ihm die Augen; alles wirkt wie gesehen, der mächtige Felsendom des Monte St. Angelo, in den die Häuser wie Edelsteine eingefügt sind, die fremdartige üppige Vegetation der Täler, das Leuchten des Kristallmeeres oder das Spiel der Delphine, und über allem liegt der Zauber heidnischer Ursprünglichkeit und Lebensfreude, den der grüblerische, verschlossene Westfale wie eine Erlösung erlebt, die ihn am Ende befähigt, auch seine kargere Heimat, das Münsterland, als Emanation einer dionysischen Gottheit anzunehmen.



*In Italien (mit einer Unbekannten), um 1921*

Es scheint, daß das Erlebnis von Positano, in das Hatzfeld auch in späteren Jahren oft zurückkehrte, um seine Seele zu baden, den Dichter vorübergehend von den Dämonen seiner Vergangenheit befreite und nun auch für ein verantwortliches Leben in der Gesellschaft öffnete. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien ließ er sich im heiteren, weltoffenen Rheinland nieder, zunächst 1922 in Köln, 1925 dann in Godesberg, nachdem er auf einer erneuten Italienreise seine Begleiterin Mathilde (Didi) Wegeler geheiratet hatte, die einer wohlhabenden, großbürgerlich-kultivierten Familie aus Koblenz entstammte (ihr Vater war Mitinhaber der Sektfirma Deinhard); 1926 wurde die Tochter Elisabeth geboren, 1929 der Sohn Georg, der später als der »Retter von Helgoland« bekannt werden sollte. Obwohl Hatzfeld innerlich weiterhin an Westfalen gebunden blieb, galt er fortan den meisten als rheinischer Schriftsteller, und dies mit einigem Recht, denn das freiere Rheinland entsprach seinem geistigen Kosmopolitismus weit mehr als das einengende Westfalen mit seiner auf Volkstum und Heimatkunst fixierten Literatur.

Umfangreiche Briefwechsel zeugen von den vielen Freundschaften, die Hatzfeld trotz seines nach außen hin schroffen, ja sarkastischen Wesens in diesen Jahren knüpfen konnte, vor allem natürlich zu rheinisch-westfälischen Schriftstellerkollegen wie Wilhelm Schmidtbonn, Jakob Kneip, Otto Gmelin oder Josef Winckler, aber auch zu René Schickele und Fritz von Unruh. Bedeutend für das eigene Werk wurden 1927 die Begegnungen mit dem flämischen Malerdichter Felix Timmermans, der in Deutschland besonders durch seine Erzählung *Das Jesuskind in Flandern* (1917, dt. 1919) bekannt wurde, und mit Georgij W. Tschitscherin, dem sowjetischen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten: Über Timmermans veröffentlichte Hatzfeld 1935 im Berliner *Rembrandt-Verlag* einen opulenten Bildband (*Felix Tim-*

*mermans. Dichter und Zeichner seines Volkes*), in dem seine eigene Affinität zum sinnenfrohen flämischen Volkstum aufscheint, während Tschitscherin 1931 in dem Buch *Das glückhafte Schiff* sogar zur Romanfigur avancierte, der authentische Briefzitate in den Mund gelegt sind. Im Frühjahr 1928 besuchte Hatzfeld Tschitscherin in Moskau und traf hier auch mit den Schriftstellern Nikolaj Assejew, Boris Pasternak und Sergej Tretjakow zusammen; der Bericht seiner *Reise nach Moskau* erschien von Mai bis Juli in der *Kölnischen Volkszeitung*.

Hatzfelds literarische Entwicklung stagnierte in den rheinischen Jahren, sieht man von der Neubearbeitung der Liebestragödie *The Broken Heart* (1633) des altenglischen Dichters John Ford ab, zu der ihn seine gescheiterte, auch in der Erzählung *Vor dem Mikrophon* gespiegelte Liebesaffäre mit der Schriftstellerin Ilse Heye (verh. Röchling) anregte, in deren Freiburger Pontos-Verlag 1925 *Positano* und eine Auswahl *Gedichte* erschienen waren; das Trauerspiel *Das zerbrochene Herz* wurde im Dezember 1925 am Kölner Schauspielhaus unter der Regie von Ernst Hardt uraufgeführt.

Hatte Hatzfeld schon 1918 dem allein für sein Werk lebenden Rilke entgegnet, »nicht die Kunst, sondern das Leben sei das Kriterium der Wahrheit«, so bemühte er sich nun, dieser *auch* gesellschaftspolitischen Maxime gerecht zu werden, engagierte sich so nachdrücklich wie vergeblich für die Errichtung eines Heine-Denkmal in Düsseldorf oder gründete 1929 die *Rheinische Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Liga für Menschenrechte* und arbeitete an ihrem Mitteilungsblatt *Rheinbrücke* mit. Vor allem aber entwickelte er gemeinsam mit Alfons Paquet das Ideal einer übernationalen geistigen Stromgemeinschaft, das 1926 zur Gründung des *Bundes rheinischer Dichter* führte, der sich 1927 in Koblenz konstituierte.



*Mit seiner Tochter Elisabeth auf dem Rhein, um 1930*

Wenngleich die Mitglieder, darunter Antipoden wie René Schickele und Josef Ponten, Ernst Glaeser und Wilhelm Schäfer, poetisch wie politisch denkbar unterschiedlicher Konfession waren, konnten bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung regelmäßige Jahrestagungen stattfinden, die unter Themen gestellt waren wie *Der politische Dichter*, *Landschaft und Dichtung* oder *Begegnung mit dem Nachbar*; daneben gab es Arbeitssitzungen, demonstrative Ausflüge, Reden und Manifeste. All diese Aktivitäten können freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß Hatzfelds romantische Vorstellung einer naturgegebenen Stromgemeinschaft, die er mit unermüdlichem Friedens- und Verständigungspathos propagierte, zumindest zu seiner Zeit denkbar weltfremd war; erst heute, im Zeichen eines europäischen Umdenkens, könnten seine Ansichten aktuelles Gewicht erhalten. Literarischen Ausdruck fand Hatzfelds rheinischer Enthusiasmus etwa in Aufsätzen über das *Grabmal der Günderde und das Haus Brentano* oder in der autobiographischen Erzählung *Der Kapitän und seine Schwester*, vor allem aber in dem 1931 erschienenen Roman *Das glückhafte Schiff*, dessen Titel auf Johann Fischarts Volksbuch *Das Glückhafte Schiff von Zürich* (1576) zurückgeht und hier als Symbol für die Stromgemeinschaft steht. Wieder von eigenen Erlebnissen ausgehend, schildert Hatzfeld in neusachlicher Diktion, nur bei den Beschreibungen der sonnigen Rheinlandschaft die Stimme hebend, die Lebenskrise des Ich-Erzählers, eines rheinischen Dichters, der bei der Geburt eines Kindes seine über alles geliebte Frau verliert. Elis war ihm eine Brücke zum Leben geworden, mit ihr hatte er an der Utopie einer Stromgemeinschaft gearbeitet, und ihr Tod wirft ihn nun zurück in die frühere Verlassenheit, in Verzweiflung, Angst und Sinnverlust. Erst ein langes Nachtgespräch mit seinem unsentimentalen Freund, dem sowjetischen Volkskommissar Tschitscherin, das der Ich-Erzähler im Garten sei-

nes Hauses, am Ufer des Rheins, führt, läßt ihn zurück zu verantwortlicher Gemeinschaft finden. Die Worte, mit denen die Wende eingeleitet wird, sind die gleichen, die auch für Hatzfeld in einem Brief Tschitscherins zum Schlüsselerlebnis wurden:

Das Glück des Lebens sind die unbefriedigten, immer lebendigen Wünsche, es sind die Verkettungen, es sind die unerreichbaren, immer erleuchteten Horizonte [...], es sind die unauslöschlichen, immer leidenschaftlichen Erinnerungen. [...] Glück des Lebens ist, teilzuhaben an dem Schöpfungsfeuer aller Dinge, Wollust der Freude an der erfüllten Pflicht der Erde gegenüber. Glück ist es, die Freude der Menschen zu sehen.

Der Eindruck, es handle sich bei dem *Glückhaften Schiff* um einen gefühlsseligen Liebesroman an der Grenze zur Unterhaltungsliteratur, ist nicht ganz abwegig. Außer durch die objektivierende Gestalt Tschitscherins wird er aber auch durch die eigenwillige Integration der früheren Erzählungen *Der Dichter und der Mensch* (einem Seitenstück zu den *Lemmingsen*), *Die beiden Freundinnen* und *Vor dem Mikrophon* aufgehoben, die dazu dienen, vergangene Stadien der Ich-Entwicklung aufzuzeigen, nämlich den lieblosen Zynismus des Künstlers, die zögerliche Hinwendung zu den Menschen und die Desillusionierung einer großen Leidenschaft. Diese Montagetechnik läßt den Roman sehr modern wirken, was freilich nichts daran ändert, daß sie ebenso wie die zahllosen Motivwiederholungen und die hemmungslose Verwendung von Briefen und Alltagserlebnissen aus dem wachsenden Unvermögen des Blinden resultierte, visionär eine Welt zu gestalten, die sich ihm in vielen Aspekten verschloß oder nur noch durch inkompetente Vermittler zugänglich war. Der Kritik blieb dieses kreative Dilemma, das mit dem Schwinden der Erinnerung irgendwann zum Schweigen führen mußte, weitgehend verborgen; statt dessen

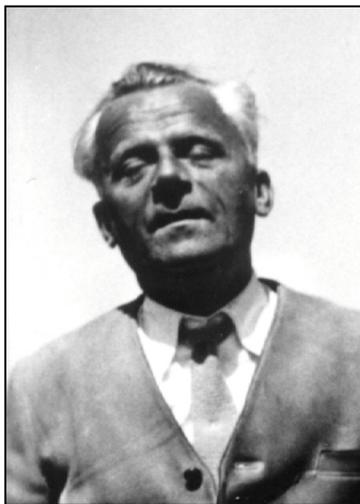
wurde das *Glückhafte Schiff* euphorisch als herb-romantisches Buch vom Rhein begrüßt, etwa von Otto Rombach:

Adolf von Hatzfeld ist einer der wenigen, die uns den Rhein und seine Landschaft, seine Menschen, Tiere, seine ganze Welt in einer eigenen Schau vermitteln können. »Das glückhafte Schiff« [...], ein Buch, das aus dem Schmerz um die verlorene Frau entstand, ein Buch, das nur den Zeitraum zweier Tage umgreift, Erinnerungen, Reflexionen, ein langes, tief empfundenes Sommernachtsgespräch mit Fragen, die nach letzter Antwort tasten, dieses Buch ist eine Erfüllung im Leben. Dorthin findet Hatzfeld, mit einer weisen Gelassenheit, mit einer Weltverbundenheit, die über den Dingen im Sinn aufgeht und dort Trost, Zuversicht und neues Leben findet. Dies Buch lehrt Überwindung; dadurch ist es ein Zeitbuch wie selten eines, dadurch ist es bleibend.

Für die neuen Machthaber nach 1933 war ein solches »Zeitbuch« der Versöhnung, mit Handlungsfiguren wie Tschitscherin oder einer sympathisch gezeichneten Jüdin, freilich untragbar; die Restauflage des *Glückhaften Schiffes* wurde 1936 vernichtet.

Im Schicksalsjahr 1933 hatte Hatzfeld bei einem Rundfunktag in Soest den westfälischen Maler Eberhard Viegener kennengelernt, der zusammen mit seiner Familie ein idyllisches Haus am Haarstrang bewohnte. Auf Einladung Viegeners verbrachte Hatzfeld im Frühsommer 1934 mehrere Wochen im »Haus am Haarweg«; in dieser Zeit reifte in ihm der lange vorbereitete Entschluß, in seine westfälische Heimat zurückzukehren und sich selbst ein Haus auf der Haar zu bauen. Entscheidend hierfür dürfte das Scheitern seiner Ehe gewesen sein, die schon Anfang der 1930er Jahre durch eine heftige Liebesaffäre Hatzfelds mit Hanna Köttgen (die ihn dann unter dem Einfluß des Psychologen Hans Prinzhorn verließ) beinahe zerbrochen wäre; als er im Herbst 1935 scheinbar endgültig nach Ense-Bittingen übersiedelte,

war dies denn auch zugleich die Trennung von Mathilde. Immerhin waren beide Partner einsichtig genug, den Kindern zuliebe die Verbindung nicht ganz abreißen zu lassen: Immer mal wieder wohnte Hatzfeld in Bad Godesberg, und seine Familie besuchte ihn in den Ferien oft in seinem Haus auf der Höhe der Haar. Die Freundschaft mit Viegener allerdings, von dem mehrere beachtliche Hatzfeld-Porträts überliefert sind, wandelte sich schon bald nach dem Umzug aus kleinlichen Gründen zur Feindschaft; nur einige hundert Meter voneinander entfernt wohnend, gingen sich die zeitweiligen Weggefährten aus dem Weg. Als dauerhafter erwies sich die Freundschaft mit Viegers Schwager, dem Soester Bildhauer Wilhelm Wulff, und dessen Frau Amanda. Auch der Dortmunder Regierungsrat Wilhelm Sparkuhle, der ihn vor allem in amtlichen Angelegenheiten unterstützte, stand Hatzfeld in diesen Jahren nah.



Für die westfälische Presse war die Heimkehr des renommierten Dichters Anlaß genug zu illustrierten Sonderseiten, die heute ein anschauliches Bild seines Lebens auf der Soester Börde vermitteln. Auf die Frage, weshalb er sich in Westfalen und gerade auf dem Haarstrang ein Haus gebaut habe, antwortete Hatzfeld etwa dem Besucher August Kracht:

Seit meiner Jugend ist es für mich ein Traum gewesen, diesen Wunsch, irgendwo auf dem Land, mitten in der Natur zu leben, zu verwirklichen. Sie wissen, ich bin fast zwei Jahrzehnte in der Welt herumgereist [...]. Aber alle diese Reisen haben mir dazu gedient, klar und genau den einen Punkt als das wichtigste im Leben anzusehen, etwas Boden dort unter den Füßen zu haben, woher man stammt [...], Boden unter den Füßen in dem Land, das wir Heimat nennen, weil es nach innen und nach außen das Heim für alles ist, für Körper und Seele, Boden unter den Füßen in dem Land, das uns zutiefst verwandt ist, denn nur das Verwandte können wir lieben. [...] Ich bin in Olpe geboren. Meine ersten Erinnerungen, meine allerersten bewußten Kindheitseindrücke hängen mit diesen Bergen zusammen. Aber meine Familie stammt aus der Ebene südlich und nördlich der Lippe. Immer habe ich einen Platz im Münsterland gesucht, aber ich hatte dort immer das Gefühl, ich würde zu sehr darinstecken. Jetzt breitet sich nach Norden die Münsterländer Bucht in einem großartigen Rundblick von einhundert Kilometern. Im Osten hängt die blaue Linie des Teutoburger Waldes und von ihm aus nach Norden und Westen dehnt sich die Ebene mit all den Städten, in denen meine Familie lebte, Stromberg, Beckum, Soest, Hamm, Münster, und nach Süden reicht der Blick an fünf Ketten des Sauerlandes heran und gerade an der Grenze zwischen dem Ort, in dem ich geboren wurde, und dem Land, das ich als Heimat empfinde, steht mein Haus, hoch oben auf der Höhe, über der Ebene, im tiefsten Sinn des Wortes, in einer nicht individuellen, sondern in einer allgemeinen Weise verhaftet nicht den kleinen, einzelnen Dingen, sondern ver-

pflichtet dem Allgemeinen, dem Gütigen und liebend die kleinen Dinge der nächsten Umgebung.

Eindrucksvolle Impressionen aus der ländlichen Abgeschiedenheit hielt Paul Joseph Cremers fest:

Das Haus steht weltverloren auf dem Scheitelpunkt des Weges, der irgendwo in Bilme über Werl abzweigt und sich zur Höhe verliert. [...] Es ist das einsamste Dichterhaus, das ich bis heute gesehen habe. Es versteckt sich, obgleich es so weit sichtbar sein könnte, in seine eigene Verlassenheit und wenn man erst drinnen ist, ahnt man, wie wohl sein Herr sich eben darin fühlt. Was er sehen will, das sieht er: Die weite, weite Ebene dort drüben, die wie ein verlassenes urzeitliches Meer so unheimlich still vorüberrauscht, und hier der dunkle Traum der nahen Wälder, das Schattenspiel der entrückten Berge und Täler. Und was er hören will, das hört er: Das Lied der Arbeit in den Städten der Ebene, die Ballade der versunkenen Geschlechter, die Melodie der Frühlingswinde und den Sturm der vielen langen Nächte, die auf den kurzen Sommer folgen.

Literarisch schlug sich Hatzfelds Rückkehr nach Westfalen in den neuen Gedichten der Sammlung *Gedichte des Landes* (1936) nieder, in denen er sich – enttäuscht vom Rheinland, entfremdet von der rheinischen Frau – zurücksehnt in die archaische Geborgenheit der mütterlichen Erde:

Zu wem sollte ich denn kommen wenn nicht zu dir,  
mein Land, das mich nährte mit Speise und Blut,  
da mir alles verwandt ist,  
zu wem sollte ich denn kommen wenn nicht zu dir,  
wo eine Stätte uns geschenkt ist,  
die uns Wärme gibt im Kreislauf des verwandten Bluts,  
denn nur aus dir sind meine Gesichte gestiegen,  
meine Lieder und Träume,  
mein Leben, meine Arbeit, Freude und Qual,  
oh mein Land, meine Mutter.

In der Wirklichkeit blieb solche Evokation regressiver Heimatlichkeit für den Dichter nur Illusion, und erst recht täuschen die Idyllen der Presseberichte über seine tatsächliche Situation hinweg, wie sie ja auch seine Blindheit verschweigen. Nur schwer konnte Hatzfeld die Einsamkeit seines Landhauses ertragen, zur bäuerlichen Bevölkerung fand er ebenso wenig Kontakt wie zu westfälischen Literaturkreisen, finanzielle und gesundheitliche Sorgen plagten ihn, und er litt unter der ausschließlichen Abhängigkeit von seiner Sekretärin; vor allem aber wirkte der politische Umsturz zerstörend in sein Leben hinein und ließ ihn am Ende schuldig werden.

Anders als Rudolf G. Binding, Heinrich Lersch oder andere Mitglieder des 1933 aufgelösten *Bundes rheinischer Dichter* hatte Hatzfeld sich zunächst nicht mit den neuen Machthabern arrangiert und sogar erwogen, mit seiner Familie in die Schweiz zu emigrieren. Seine Weigerung, sich der »Bewegung« anzuschließen, zog jedoch fatale Folgen nach sich, denen der blinde, in der Verlassenheit des Haarstrangs lebende Dichter zweifellos hilfloser ausgeliefert war als andere. Im Literaturbetrieb war Hatzfeld beinahe über Nacht isoliert, frühere Freunde und Bekannte distanzieren sich von ihm, seine Bücher wurden nicht mehr aufgelegt und auch andere Veröffentlichungsmöglichkeiten verschlossen sich ihm nun. Der *Reichssender Stuttgart* etwa teilte ihm mit, sein berühmtes, nun erschreckend aktuelles Gedicht *Reitjagd* sei nicht sendefähig, da es »für sich genommen oder in dem volkstümlichen Zusammenhang, den wir vorwiegend pflegen, sowohl von der politischen Seite, als auch von der menschlichen aus angegriffen werden [könne]« – ein durchaus nachvollziehbares, dem Dichter heute zur Ehre gereichendes Verbot:

Die Jagd ist aus. Das Halali ist rot verhallt.  
Es stirbt den braunen Tod der braune Wald.

Und einer weiß: Der nasse Schweiß,  
der aus des Tieres blasser Angst sich brach,  
das war dein Todesschweiß.  
Des Tieres Blut, das auf dem Acker lag,  
aus Schaum und Wut,  
das war dein Blut.  
Des Tieres letzter Augenblick,  
die Hunde im Genick,  
das ist dein Tod.  
Auch du bist Spielball nur in Händen von Dämonen.  
Sie werfen dich in Irrsinn, Qual und Tod.  
Sie höhnen deine Angst, dein Flehen um Verschonem,  
bis du zu ihrem Zeitvertreib  
in fürchterlicher Not  
hinstreckst den willenlosen Leib.  
Die Jagd war aus. Das Halali war rot verhallt.  
Es liegt in Agonie der braune Wald.

Bedenkt man, daß Hatzfeld seit jeher politisch irrational dachte und zu Extremen neigte, überrascht es nicht, daß er 1936 schließlich doch in die *Reichsschrifttumskammer* eintrat, um weiterhin publizieren und leben zu können, und daß diesem ersten Schritt in die falsche Richtung ein Jahr darauf, nach aufdringlichen Besuchen des Gauleiters und des Kreisleiters von Soest, auch der Eintritt in die Partei folgte. Der Einfluß seiner damaligen Mitarbeiterin Erika Quadbeck, die völkisch und antisemitisch eingestellt war, dürfte erheblich zu dieser Verirrung beigetragen haben.

Unser Verständnis entschuldigt Adolf von Hatzfeld nicht. Er ist nie als Parteischriftsteller aufgetreten und hat auch keines seiner Gedichte dem »Führer« gewidmet, aber er wirkte an Gaukulturwochen mit, sprach zur *Hitlerjugend*, unterstützte den flämischen Nationalismus und hielt 1943 bei der Verleihung des *Joseph-von-Görres-Preises*, die vor allem seiner Kulturarbeit in Flandern galt, an der Universität Bonn eine erschreckend systemkonforme Rede, die er freilich mit den Worten enden ließ:

Glück ist, die Schauer der sich ausstrahlenden Welten zu fühlen, Welten, die sich vereinen und die sich scheiden im farblosen Licht auf- und niedergehender Sterne, Glück ist das kleine weiße Haus in der Furche des heimatlichen Bodens. Glück des Lebens ist, so teilzuhaben an dem Schöpfungsfeuer dieser Erde.

Das Auditorium in Bonn wäre wohl erstaunt gewesen, hätte es die Herkunft dieser Sätze gekannt: Sie sind dem verbotenen Roman *Das glückhafte Schiff* entlehnt und paraphrasieren die schon zitierten Worte Tschitscherins. Als Hatzfeld mitten im Krieg den *Görres-Preis* erhielt, hatte er sein Haus auf der Haar längst verkauft (was er später sehr bereute) und lebte wieder in Bad Godesberg bei den Kindern. Zum äußeren Anlaß des Rückzugs war im Juni 1939 der Tod seiner Frau Mathilde geworden, darüber hinaus fühlte er sich aber auch in Westfalen gescheitert und war enttäuscht, daß man ihm den *Westfälischen Literaturpreis* verweigert hatte. Schon 1937, als er zum zweiten Mal übergangen worden war, weil seine Lyrik »zu sehr an das Ich gebunden sei« und auch seine Prosa eine »weltanschauliche Haltung« zeige, »die in der Gegenwart abgelehnt werden müßte«, hatte er an seinen Freund Wilhelm Schmidtbonn geschrieben:

Sonntag wird der zweite westfälische Literaturpreis verteilt. Ich bekomme die ganze Woche Briefe, die mir dazu gratulieren oder Briefe von denen, die wissen, dass ich ihn nicht bekomme, und darunter sind Preisträger, westfälische und solche von Staatspreisen, die mir sagen, wer ihn zu bekommen hätte und sie meinen mich. Ich muss immer grinsen, dass die Westfalen ihr Westfalen garnicht kennen, denn für mich steht das seit meiner Geburt fest, dass man hier mutterseelenallein ist und wenn man den Namen Westfalens im Schrifttum auch wieder zu lebendiger Geltung gebracht und ihn sogar oft genug über die Grenzen hinaus hat vertreten dürfen [...], hier ist das nun einmal so wie es ist. Mich regt das garnicht auf, denn ich kenne das Land ja, doch gebe

ich zu, dass man gern einmal den Rücken wenden möchte, aber man hat eben den inneren Befehl, Hymnen auf dies Land zu singen.

Jahre später, unter veränderten Bedingungen, sollte Hatzfeld doch noch von Westfalen geehrt werden; daß es nicht schon während des »Dritten Reiches« geschah, gereicht ihm im nachhinein zur eigentlichen Ehre: Nicht nur erschien sein Werk zu individualistisch und zu artifizuell, es entsprach offenbar auch nicht genügend der verordneten Ideologie, um von einer Kommission für preiswürdig gehalten zu werden, der die Moderne als »kulturbolschewistisch« und »artfremd« galt.

Am Rhein setzte Hatzfeld ein Buch fort, dessen erste Konzeption bis ins Jahr 1936 zurückreichte. Damals hatte er von dem ehemaligen Weltkriegsoffizier Hans Hesse ein Manuskript erhalten, in dem dieser schilderte, wie er nach dem Krieg den waghalsigen Auftrag übernahm, den türkischen Staatsmann Enver Pascha zu heimlichen Verhandlungen nach Moskau zu fliegen, und wie dieses Unternehmen schließlich mit einer Notlandung in Litauen endete. Ständig auf der Suche nach Stoff, griff Hatzfeld die Idee, diesen Erlebnisbericht zur Grundlage eines Romans zu machen, sogleich auf, obwohl ihm die Thematik eigentlich ebenso fremd war wie die notwendigen fliegerischen Details. Es dauerte dann auch bis 1942, ehe das Buch unter dem Titel *Der Flug nach Moskau* erschien, und es wurde durch die Erlebnisdistanz das für ihn am wenigsten typische. Nur unvollkommen sind die historischen Ereignisse mit einer unglaublichen Liebesgeschichte verknüpft, die Fabel wirkt gerade in ihrer Stringenz über weite Strecken konstruiert, und die einstmals expressiv-sinnliche Sprache ist blaß und beinahe trivial geworden. Immerhin sind die Geschehnisse selbst, der geheime Flug, die Gefangenschaft in Litauen, der vergebliche Rettungsversuch durch das

geliebte Mädchen Sonja und die endliche Befreiung, spannend genug, so daß *Der Flug nach Moskau* ein letzter Publikumserfolg für Hatzfeld wurde.

1943 war Ruth Faßbender, eine damals 17jährige Klassenkameradin seiner Tochter, Hatzfelds neue Sekretärin geworden; 1952 wurde sie seine zweite Frau. 1953 verlieh man dem Dichter auf dem *Westfalentag* in Meschede gemeinsam mit seinem Rivalen Josef Winckler den (ungeteilten) *Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis*, eine Ehrung, die auch deshalb bemerkenswert ist, weil damit erstmals in Westfalen ein Autor der Moderne für die literarästhetische Bedeutung seines Gesamtwerks ausgezeichnet wurde und der sonst meist geforderte Westfalenbezug relativ zurückgestellt wurde. In den Jahren zuvor waren zwei Bände mit gesammelten Gedichten (*Melodie des Herzens*, 1951) und Erzählungen (*Zwischenfälle*, 1952) erschienen. In einer Zeit der »Kahlschlagliteratur« fanden diese Bücher jedoch über die Grenzen Westfalens hinaus kaum mehr ein Echo, und auch sonst blieb es still um den Dichter. Finanziell ging es ihm in den Nachkriegsjahren miserabel, er mußte buchstäblich hungern und frieren, was seine ohnehin schlechte Gesundheit so ruinierte, daß er zu langen Krankenhausaufenthalten gezwungen war. 1948 entfernte man ihm die Kugel aus dem Kopf, weil sie durch die Abmagerung zu einer Entzündung geführt hatte. Dennoch versuchte er, wenn auch erfolglos, die alte Idee der Stromgemeinschaft durch eine neue *Rheingenössische Vereinigung* wiederzubeleben, nahm von 1949 bis 1951 in gesellschaftspolitischen Artikeln für die *Wetzlarer Neue Zeitung* Stellung zu aktuellen Fragen der Zeit und engagierte sich unermüdlich für den Weltfrieden. Es ist bezeichnend für den damaligen Zeitgeist, daß ihm sein Pazifismus, der ihn in die Nähe linker Positionen rückte und ihm etwa eine Einladung zum Schriftstellerkongreß nach Ost-Berlin einbrachte, weitaus übler genommen wurde als seine An-

passung im »Dritten Reich«. Um freier atmen zu können, vermietete Hatzfeld sein Godesberger Haus an ausländische Diplomaten und lebte mit Ruth Anfang der 1950er Jahre längere Zeit in Italien, u. a. wieder in Positano bei dem gelähmten Maler Kurt Craemer, der ihm ebenso wie Rudolf Hagelstange einer der wenigen Freunde der letzten Jahre wurde.

Hatzfelds Schaffenskraft als Erzähler aber war gebrochen, ein Buch mit dem Titel *Der Schao* (oder *Der Schao kommt*) – womit das »Chaos« gemeint war –, in dem er seine Erfahrungen aus der jüngsten Vergangenheit aufarbeiten wollte, blieb ein ungestaltetes Fragment. Schon 1935, während der Arbeit am Timmermans-Buch, hatte er seiner damaligen Frau geschrieben: »Es geht sehr sehr langsam vorwärts und wird doch nichts. Ich kann keine Worte mehr um die einfachsten Dinge herum machen.« Allein im hermetischen Gedicht fand Hatzfeld jetzt noch Ausdruck für seine alten, nie wirklich vernarbten Wunden, für sein kosmisches Lebensgefühl und nun auch für eine neue, fatalistische Sicht der Liebe und ihrer verschwiegenen Schrecken, für des »Fühlens feuriges Verließ«. Ein Ton des Abschieds klingt in vielen der letzten Gedichte aus der Sammlung *Melodie des Herzens* an, eine furchtlose Ahnung auch des nahen Todes.

Der Wunsch, noch einmal nach Positano zu reisen, erfüllte sich nicht mehr. Am 25. Juli 1957 starb Adolf von Hatzfeld, der »Sänger Westfalens«, im Johanniter-Krankenhaus Bonn mit erst 64 Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung. Begraben wurde er am 29. Juli auf dem Friedhof am Hochkreuz in Bad Godesberg, an den Ufern des Rheins und zu Füßen des Siebengebirges.

Dieter Sudhoff

## Textnachweise

Ausgewählt wurden mit einer Ausnahme (*Einführung*) nur Texte, die nicht in den noch lieferbaren Büchern *Franziskus und andere Dichtungen* und *Die Lemminge* enthalten sind.

*Einführung* (*Gedichte*. Leipzig 1916, S. 6) – *Der Einsame* (S. 11) – *Nimm diese Stunde* (S. 24) – *Auf eine Liebe* (S. 26) – *Der Erblindete* (S. 30) – *Sieh, Mensch, wie ich dir leise nah* (S. 37 f.) – Brief an Gerhart Hauptmann v. 12. März 1917 (Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz) – *Du bist das Zeichen. Du bist der Komet* (*Die Liebe*. München 1918, S. 7) – *Nicht der Prophet, der wie ein Strom die Ufer* (S. 8) – *Einsame wie nie erkalten wir im All* (S. 10) – *Bestrebungen und Ergebnisse* (*Almanach der Bücherstube*. Hg. Horst Stobbe. München 1918, S. 8-10) – *Erinnerung an die erste Liebe* (*An Gott. Gedichte*. Berlin 1919, S. 27) – *Gebet* (S. 47 f.) – *Du Gott* (S. 73) – *Liebesgespräch* (S. 78) – *Grüner Sommer* (*Sommer*. Düsseldorf 1920) – *An die Geliebte* (*Liebesgedichte*. Düsseldorf 1922) – *Die Sternennacht* (*Liebesgedichte*) – *Wie die Stille singt* (*Jugendgedichte*. Köln 1923, S. 12) – *Herbst I* (*Gedichte*. Hannover 1923, S. 20) – *Herbst II* (S. 21) – *Herbst III* (S. 22) – *Westfalen und seine Dichter* (*Frankfurter Zeitung* v. 20. Dezember 1924) – *Nacht in Capri* (*Münchener Neueste Nachrichten* v. 5. Juli 1925) – *Sommer* (*Gedichte*. Freiburg i. Br. 1925, S. 32 f.) – *Begegnung* (*Ländlicher Sommer*. Bielefeld 1926, S. 13) – *Die beiden Freundinnen*. *Novelle* (*Der Düsseldorfer Almanach* 1927. Düsseldorf 1926, S. 16-33) – *Vor dem Mikrophon* (*Der Düsseldorfer Almanach* 1928. Düsseldorf 1927, S. 33-55) – *In Winkel am Rhein. Das Grabmal der Günderoode und das Haus Brentano* (*Kölnische Zeitung* v. 11. September 1927) – *Das Düsseldorfer Heine-Denkmal* (*Das Ufer. Ein Buch rheinischer Dichtung*. Hg. v. Otto Doderer. Siegburg/Leipzig 1928, S. 259-263) – Brief an Wilhelm Schmidtbonn v. 30. Oktober 1928 (Stadtarchiv Bonn) – *Die erste Erinnerung an den Rhein* (*Frankfurter Zeitung* v. 24. Juni 1928) – *Der Kapitän und seine Schwester* (*Kölnische Zeitung* v. 24. August 1929) – *Das Land* (*Gedichte des Landes*. Potsdam 1936, S. 53) – Briefe an

Wilhelm Schmidtbonn v. 12. Februar und 1. Mai 1936 (Stadtarchiv Bonn) – Brief an Wilhelm Sparkuhle v. 15. April 1939 (Privatarchiv, Lippstadt) – Brief an Otto Brües v. 18. Juli 1946 (Privatarchiv, Krefeld) – Brief an Amanda und Wilhelm Wulff v. 18. Februar 1947 (Privatarchiv, Soest) – Brief an Albert Steffen v. 12. März 1947 (Albert Steffen Stiftung, Dornach/Schweiz) – Brief an Hans Friedrich Blunck v. 24. Mai 1948 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel) – Brief an Amanda und Wilhelm Wulff v. 5. November 1951 (Privatarchiv, Soest) – *Ewiger Morgen (Melodie des Herzens. Gesammelte Gedichte*. Hattingen 1951, S. 41) – *Ruhlos* (S. 69) – *Der Verräter* (S. 75) – *Der Tod* (S. 77) – *Auf dem Fluß* (S. 78-80) – *Abendgebet* (S. 81) – *Terzinen der Liebe* (S. 83f.) – *Die Erscheinung* (S. 86).

Fotos: Privatbesitz; Archiv Sudhoff, Paderborn.

Das Zitat auf dem Buchrücken bildete den Schlußsatz eines Aufsatzes über *Adolf von Hatzfeld*, den Thomas Mann am 27. Januar 1923 in der *Frankfurter Zeitung* veröffentlichte.